KM

KRAKAUER MONATSHEFTE

1. JAHRGANG / HEFT 2

KRAKAU 1944/45

SCHRIFTLEITUNG: MAX GEISENHEYNER

DRUCK: ZEITUNGSVERLAG KRAKAU-WARSCHAU GMBH, KRAKAU

INHALT

Die 8 Illustrationen auf den Seiten 17, 18 und 35—38
entstammen dem graphischen Werk von Prof. Karl Rössing

Umschlagentwurf und Einrichtung Albert Fuß / Auflage: 1000

KRAKAUER MONATSHEFTE

---

1. JAHRGANG / HEFT 2

DEZEMBER 1944 — JANUAR 1945
PRIVATDRUCK

KRAKAU 1944/45

SCHRIFTLEITUNG: MAX GEISENHEYNER

DRUCK: ZEITUNGSVERLAG KRAKAU-WARSCHAU GMBH, KRAKAU

Den alten Soldaten

Nun ist die Zeit der großen Not,
die wie ein Wolf am Wege lauert.
Von tiefen Ängsten überschauert
geht jeder tapfer seinen Weg.

Er weiß, aus Nacht und Hinterhalt
will Feind um Feind an seine Kehle —
doch, ungeahnt, aus seiner Seele
bricht eine wunderbare Kraft.

Sie kam nicht aus der alten Zeit,
aus keinem Werke wohlerschaffen —
Nein, wo der Häuser Wände klaffen,
verkohlter Balken seinen Finger reckt,

aus Büchern, die nun Aschenstaub,
aus liebem Hausgerät, das Moder worden,
aus Schwefeldampf kam sie und Morden:
der trotz'ge Mut ist's, den ein Gott verlieh!

Ihr Männer ohne Haus und Dach,
im Ohr der Kinder ängstlich Greinen,
der Mütter bitterliches Weinen,
tief in der Brust gefallner Söhne Bild,

das Schicksal ruft! Faßt seine Eisenhand!
Und strömt sie Eiseskälte in die Glieder —
Ihr habt getrotzt! Und Heldenlieder,
uralten, schweren Sagen gleich,

die in des Volkes Herzen ruh'n,
sie werden um den Erdball kreisen:
ein jedes Männerherz wird Eures preisen,
wenn wir längst Staub geworden sind.

EIN FELDPOSTBRIEF

Im Nahkampf eines Stoßtrupps im Osten fiel der Unteroffizier Ernst Nielsen. Sein Hauptmann und Führer des Unternehmens fand den nachstehenden Brief bei ihm, den er in der letzten Nacht an seine Mutter geschrieben hatte.

Wenn ich falle, Mutter, wirst Du klagen,
Tränen weinen, die die starre Rinde
Deines Herzens lösen leicht und linde
und Dir helfen, Deinen Schmerz zu tragen.

Und Du wirst auch Trauerkleider tragen,
daß die andern stumm sich vor Dir neigen,
schweigend Dir ihr Mitempfinden zeigen
und Dich nicht nach Deinem Jungen fragen.

Aber niemals, Mutter, darfst Du fragen:
„Warum wurde mir das Los beschieden?“
Wächst aus unsern Gräbern doch der Frieden!
Weinen darfst Du, aber nicht verzagen.

Wenn Du diese Zeilen liest, liebes Muttchen, dann hat Dein Junge das Höchste, was er als Soldat geben kann, gegeben, nämlich sein Leben. Doch tröste Dich, denn nur Du allein hattest neben meiner großen Liebe zum Vaterland einen Platz in meinem Herzen. Ein Idealist kämpft bis zum Tod ...

Dein Junge

VOM WAHREN BEFEHL UND GEHORSAM

Daher kommt es, daß eine gute Magd, wenn sie im Auftrag hingeht und den Hof kehrt oder Mist austrägt oder ein Knecht in gleicher Meinung pflügt und fährt, stracks auf den Himmel zugeht, auf der richtigen Straße, indessen ein anderer, der zu Sankt Jakob oder zur Kirche geht, also sein Amt und Werk einfach liegenläßt, stracks zur Hölle fährt.

Darum müssen wir die Augen zutun; nicht die Werke ansehen, ob sie groß, klein, ehrlich, verächtlich, geistlich, leiblich, oder was sie auch an Ansehen und Namen auf Erden haben mögen, sondern den Befehl und Gehorsam, der drin ist. Ist der vorhanden, so ist das Werk auch recht und köstlich, ja göttlich, und wenn's so gering wäre, wie einen Strohhalm aufheben. Ist Gehorsam und Befehl nicht da, so ist das Werk nicht recht und wenn's auch so groß wäre, wie Tote auferwecken.

Martin Luther

WESTEN *und* OSTEN

VON BRUNO BREHM

Vor einigen Jahren war ich zu Florenz in der Giotto-Ausstellung, die einen guten Überblick über das Gesamtwerk dieses bedeutenden Malers bot. Obwohl ich voll großer Erwartungen gekommen, wurde ich, sosehr ich mir Mühe gab, des Malers nicht froh, ja, ich war geradezu enttäuscht von ihm, von dem ich einst gelernt, seine überragende Leistung sei es gewesen, daß er als erster die Gebundenheit der mittelalterlichen Kunst gesprengt, deren Fesseln gelöst und ihr das Tor einer neuen Zeit aufgestoßen; durch seine Zauberkraft sei der Goldgrund der Bilder zerrissen, die unbewegten Bäume und die Blumen auf den starren Felsen, mehr Zeichen als Abbild von Baum, Blume und Fels, haben sich mit Leben zu füllen, in der Erde zu wurzeln und zaghaft zu rühren begonnen. Aus der also gewonnenen Tiefe einer verjüngsten und anderen Welt, über die hin sich nun ein blauer Himmel spannte, habe dieser Giotto die wie aus einem Schlaf erwachenden und seit den versunkenen Tagen des Heidentums sich wieder selbst genießenden Menschen in ein neues Leben treten lassen.

Das alles sah ich, und ich mußte zugeben, daß ich nichts Falsches gelernt. Aber ich hatte damals nur von dem errungenen Neuen gehört und nur wenig von dem dafür gezahlten Preis, von dem verlassenen und überwundenen Alten. Hier, auf dieser Ausstellung, sah ich nun das Alte und das Neue nebeneinander. In den kleinen Zimmern hingen die Bilder jener Zeitgenossen Giottos, die dem Alten noch nicht oder noch nicht ganz den Rücken gekehrt, die bei dem goldenen Himmel verharrt und die ihre Gestalten der Heiligen nicht aus der Erstarrung geweckt hatten. Die Gestalten der alten Kunst hatten zwar auch wie Menschen ausgesehen, ja, sie waren es, als sie einst auf Erden geweilt, auch einmal gewesen; nun aber, in den Himmel entrückt, zu den Seligen gesellt, im Angesichte Gottes waren sie entrückt, geheiligt, der Erde entfremdet, voll gemessener Feierlichkeit. Nicht der schwere Fall der Gewänder gab ihnen das Feierliche, ihre Würde machte es, daß die Gewänder so wohlgeordnet fielen. Die alte strenge Anordnung in der Taufkirche war weit weg gewesen von dem törichten Bestreben, Wirklichkeit und Luft dieser Welt mit ihrem blauen Himmel und ihren wuchernden Bäumen in jene oberen Bereiche zu tragen, die jenseits der Wirklichkeit liegen. Da verläßt dieser Giotto, klagte ich, den goldglänzenden Himmel, an den seine Zeitgenossen noch glauben, den seine Malerfreunde noch auf ihre Bilder setzen, da verläßt er diese geschlossene Welt, da zerreißt er den Goldgrund des fraglichen Scheines einer Wirklichkeit wegen. Dieser Giotto hat die Wahl zwischen Himmel und Erde gehabt, er hat die Erde gewählt. Ich war ihm, immer wieder die Bilder der neuen Zeit mit denen der alten vergleichend, gram darüber, mir war es, als säße ich vormittags in einem verdunkelten Theater und verfolgte atemlos das Spiel auf der hellerleuchteten Bühne und jemand risse auf einmal alle Türen auf und das Sonnenlicht dringe in fanfarenhellen Streifen herein und verlösche dadurch alle anderen, noch vordem so hellen Lampen. Wenn man das Göttliche so menschlich darstellen wird, dann wird das Göttliche sich bald verflüchtigen wie ein Hauch, und das Menschliche allein wird zurückbleiben. Und wie wird man dann das Göttliche darzustellen versuchen? Ich dachte an das zerstörende Licht des Tages; aus weiter Ferne sah mich das leidvolle Antlitz Rembrands an, und ich empfand den Gedanken wie einen milden Trost.

Eine Stunde später stand ich in der „Neuen Sakristei" von San Lorenzo vor den Mediceergräbern Michelangelos. Von den nackten Riesenfrauen des Morgenrotes, der Abenddämmerung, der Nacht und des Tages, vom wachsamen Giulano und vom träumenden Lorenzo schweifte

mein Blick den korinthischen Pilastern entlang zu der überhöhten Hängekuppel empor. Leer war dieser Himmel über den Gräbern, kalt und rein das Gewölbe, freigefegt von allen jenseitigen Mächten war das Obere, während das Untere, die gewaltigen nackten Leiber über den Gräbern sich dehnten, und zu einem grausamen Tag aus quälenden Träumen erwachten. Für diese schmerzvolle Freiheit hier unten, für diese Ungebundenheit, die doch von Schmerzen gefesselt, die an das Leid gekettet ist, wurde der Goldhimmel mit den Engelchören und dem thronenden Christus aufgegeben. In diese obere Kälte, in diese unteren Schmerzen führt der Weg, den uns Giotto gewiesen. Um den nackten Menschen so darstellen zu können, wie Michelangelo dies getan, mußte der ganze Himmel drangegeben werden. Sein Jüngstes Gericht in der Sixtina ist ein Titanensturz, sein vom Throne auffahrender Christus ist kein gelassener Kaiser, kein Herrscher der Welt im Purpurmantel, sondern ein zorniger Tyrann oder ein antiker Gott. Die Welt der Kathedralen und der Baptisterien ist zu Ende; ich hatte nie geahnt, wie ich sie liebte, erst vor den Bildern Giottos war mir dies zu Bewußtsein gekommen, wie einem ja immer erst beim Abschiednehmen klar wird, was man verloren hat.

An diese Florentiner Giotto-Ausstellung mußte ich denken, als ich im Krieg eine von den Bolschewiken zerstörte russische Kirche betrat. Der Rest der alten Bilderwand war noch erhalten. In strenger Haltung verweilten die Heiligen vor dem Goldgrund in der ausgeplünderten Kirche, deren Boden vom schwarzen Öl der Motoren glitschig war. Die Malereien an den Wänden waren nur schlampig übertüncht; in den Wölbungen unter der Kuppel waren noch die vier Evangelistensymbole zu sehen. Sie so hoch dort oben zu überstreichen, war wohl den Roten zu mühsam gewesen, mochten Löwe, Adler, Stier und Engel nur immer bewundernd auf die Traktoren herabblicken, die eine neue Zeit hier in der zur Garage gewordenen Kirche eingestellt hatte.

Im Sowjet-Land hatte sich bis zum Ausbruch des roten Bildersturmes jene Welt erhalten, deren Goldgrund im Westen Giotto schon vor so vielen Jahrhunderten verlassen. Und weil innerhalb der östlichen Kirchen die Himmlischen und Heiligen in ihrer Erstarrung vor dem goldenen Himmel verharrten, war es im größten dieser Länder bei den jeweiligen Berührungen mit dem Westen immer zu so wilden Ausbrüchen der Leidenschaften gekommen. Da erst begriff ich ganz die Größe Michelangelos, der unter dem entleerten Gewölbe des alten Himmels jene gewaltigen Gestalten aufleben und alle Schmerzen erleiden ließ und der die scheinbar Entfesselten dennoch durch die strengen Gesetze des Maßes und der Ordnung band.

Im Osten hatte es keine Bildhauer gegeben; die Kirche verbot ja jene Darstellungsform. Italiener, die zur Barockzeit hier Kirchen gebaut und in den frei stehenden Glockentürmen wie in ihrem heimischen Kampanile Nischen für Standbilder der Heiligen gelassen, mußten diese freigehaltenen Plätze mit gemalten Plastiken ausfüllen, da die wirklichen untersagt waren. Jene Erklärung, daß die weite, formenarme und grenzenlose Ebene plastischen Darstellungen abhold sei, hört sich gut an, trifft aber kaum zu, da in vorgeschichtlicher Zeit, die hier im Osten sehr weit in die bereits geschichtlich gewordene Zeit des Westens hinaufreicht, hier in breiter Schicht rohe Steindenkmale einer Muttergottheit angetroffen worden sind, die gewiß eine gute Wurzel für eine Weiterentwicklung eigener Plastik abgegeben hätten, wäre nicht jeder junge Trieb und Schößling gleich ausgetilgt worden.

Als wir im Ostfeldzug in einem kleinen Städtchen, nicht weit von der oberen Düna, im Quartier lagen, holte abends unsere Wirtin, die allmählich einiges Vertrauen zu uns gefaßt, aus der Verborgenheit einer Schublade ihr gesticktes buntes Kleid hervor, das sie aus der Ukraine mitgebracht hatte. Auf unsere Bitte, die schöne Tracht doch anzulegen, wehrte die Frau ab: das schicke sich nicht so unter der Woche oder so zum Vorzeigen, solch ein Kleid habe man früher an Sonn- und Feiertagen angezogen, sonst nicht, jetzt

aber sei das Tragen solcher Trachten überhaupt verboten.

Da lag nun das bunte Kleid im trostlosen Grau der verarmten und baufälligen Hütte mit den zerrissenen elenden Zeitungspapiertapeten und dem wackeligen Tisch mit den wackeligen Stühlen, da lag es nun farbenbunt heiter und unschuldig und nahm sich in dem Elendsgrau aus wie die ersten Blumen des Frühlings, Schneeglöckchen, Seidelbast, Himmelschlüssel und Schneerosen im grauen, schneegebleichten, winterverdrückten Gras. Die Frau ließ sich nicht bewegen, das schöne Kleid anzuziehen; sie blickte unsicher und verlegen auf ihre sechzehnjährige Tochter, die Gymnasiastin, ob diese nicht gar ungehalten darüber sei, daß die Mutter das Kleid uns, den Fremden, gezeigt habe. Die Tochter hatte wohl schon in der Schule gelernt, daß solche bunte Trachten aus der „zaristischen" Zeit durchaus nicht als Zeichen einer Kultur zu werten seien und ganz und gar der Vergangenheit angehörten, da sie sich kaum als Arbeitsgewänder an der Maschine eigneten. Die Tochter sagte nichts; sie blätterte nur in ihren Schulbüchern; sie zeigte uns, daß sie studierte, und sie wies uns auch stolz ihre Lehrbücher vor.

Also gut, wenn sie sich der heiteren Farben schäme, sagten wir zu der ukrainischen Frau, brauche sie das Kleid nicht anzuziehen, aber vielleicht könne sie uns einmal eines ihrer Lieder vorsingen. Aber auch für ein Lied war die Frau nicht zu haben; sie habe die Lieder verlernt, die alten, und die neuen könne sie nicht singen, das verstehe die Tochter besser. Und wirklich, die Tochter summte leise einen Schlager, den sie im Kino gehört haben mochte. Man hatte dem Mädchen in der Schule wohl beigebracht, daß diese alten Lieder genau so unmodern und kulturlos seien wie die bunten Trachten, ja man erkenne an solchen Zeichen eine gewisse Rückständigkeit der Völker. Damals begriff ich diese Zusammenhänge noch nicht ganz. Als ich aber ein Jahr später einer Hausgehilfin aus der Ukraine, um ihr die ersten Tage etwas leichter zu machen, Schallplatten mit Donkosakenliedern vorspielte, zeigte sie sich fast gekränkt, sie sagte nicht warum. Später erfuhr ich von ihr, daß dies alte Lieder seien, die niemand mehr singe — wir hätten vielleicht das Wort Emigrantenmusik dafür gebraucht — ihr gefalle das nicht, da sei keine Kultur dabei, sie liebe nur die andere Musik, womit die Jazzmusik gemeint war, die gerade aus dem Radio erklang.

Die Frau packte also das gestickte Kleid wieder ein und schob die Lade zu. Nun erzählte ich ihr von den schönen bunten Blumen im winterverdrückten Gras, den Trachten, die ich in so vielen Ländern gesehen. Die ukrainische Frau hörte aufmerksam und geduldig zu, ergänzte sich erstaunlich schnell das, was ich nicht zu sagen verstand, und erwiderte, als ich meine Schilderung beendet: Ja, so sei es auch in ihrer Jugend noch gewesen, damals haben sich die Bolschewiken noch nicht um alles kümmern können. Dieses Kleid, sie deutete auf die Lade, habe sie seit ihrer Hochzeit nicht mehr angehabt, ihr Mann, der als Stachanow-Arbeiter sich hervorgetan und einen Aufseherposten erreicht habe, der habe es nicht gerne gesehen.

Aber auch von jenen ukrainischen Gebieten erzählte ich der Frau weiter, die nach dem Zusammenbruch Polens kaum zwei Jahre bei den Sowjets gewesen, dort seien nach unserem Einmarsch und nach Abzug der Sowjets die Mädchen und Frauen wieder in den alten Trachten sonntags zur Kirche gekommen. Ich hätte nie gewußt, was mir besser gefalle; die vielen roten, gelben, grünen, blauen Mieder, Röcke, Bänder, Strümpfe und Hauben oder die schönen Stimmen der singenden Bauern in der dunkelbraunen alten Holzkirche. Die ukrainische Frau zuckte die Achsel: sie könne auch singen, aber sie glaube, daß sie in dieser langen Zeit schon alle Kirchenlieder verlernt habe. Hier habe man jetzt auch wieder die Kirche aufgemacht, und die Traktoren habe man hinausgeschoben. Sie sei nicht dort gewesen, sie könne das nicht wegen ihres Mannes tun, der eingerückt sei, und die Bolschewiken erfahren doch alles. Aber sie habe gehört, daß viele Leute geweint haben.

Und die Tochter?

Die Tochter, lachte die Frau, die sei aus einer ganz anderen Welt. Der komme die

bunte Tracht genau so lächerlich vor wie die alten Lieder. Das sei heute eine andere Zeit; woher sollte aber die Tochter auch etwas von den vergangenen Tagen wissen? In der Schule lerne sie nichts von diesen Zeiten, und zu Hause habe man nicht Lust, davon zu sprechen; denn die Holzwände in Rußland sind dünn, und viele Menschen gehen herum und horchen.

*

Diese bunten Kleider fielen mir wieder ein, als ich im Frühling des darauffolgenden Jahres durch Ungarn, Rumänien, Kroatien und Bulgarien fuhr. Wenig Farben nur zeigte im Bauernland das noch junge erdbraune Jahr. Aber auf den Feldwegen, die zu den Kirchen der Dörfer führten und auf den Märkten blühte an Sonn- und Feiertagen ein Menschenfrühling stolz in seinen buntgestickten Kleidern.

In den Museen von Budapest, Agram, Hermannstadt, Bukarest, Sofia, Plowdiw und Sarajewo ging ich wie ein Blumenfreund in einem Treibhaus von Glaskasten zu Glaskasten und konnte mich an dem Reichtum und der Schönheit nicht satt sehen. Welch eine bäuerliche Strenge herrschte da inmitten der Buntheit, wie alt und ebenmäßig waren alle diese Muster: der Lebensbaum mit den Vögeln, die Hirsche beim Brunnen, die Tauben an der Schale, die Pfauen, die Greife, die Palmetten, die Herzen, die Rosen und die Tulpen. Wie schön und edel waren die Schnitzereien der Hirtenbecher, der Wetzsteinkumpfe, der Spulhölzer und der Spinnrocken, wie fehlerlos und sicher waren die Verzierungen der Türstöcke und der Fensterrahmen, wie reich war diese Armut der Bauern, wie geweiht war jeder Gegenstand durch die schmückende und ihm Bedeutung verleihende Kunst, wie zeitlos jung war diese bis in den letzten Winkel durchseelte Welt noch geblieben. Über sie hinweg hatten einander die Kirchen befehdet, hatten die Staatsformen gewechselt, war die große Kunst weitergewandert, hatten vielleicht hier und dort auch die Sprachen gewechselt; sie war die gleiche geblieben und nur mit kleinen Zeichen, wie aus weiter Ferne her, gab sich der Ablauf der Jahrhunderte in ihr kund.

Mit bangem Herzen stand ich vor den Vitrinen der Museen: was man so anstarren kann, was hinter Glas so eingesargt ist, mußte das nicht sterben, mußte das nicht aufhören wie ein Kinderspiel, dem du zusiehst, und die Kinder merken, daß sie beobachtet werden? Solch still wirkender Zauber verträgt nicht den kalten Blick der Neugierde. Und wenn einmal dieses Spiel der Farben zu Ende war, dann konnte es kein Verein und kein Bemühen zu einem neuen künstlichen Leben erwecken.

Nicht doch! Die Befürchtung war dem Geschehen vorausgeeilt; denn noch leben auch außerhalb der Museen diese Trachten, noch ziehen die Bauern und die Bäuerinnen damit in die Kirchen, nur ein Teil von ihnen, wohl der schönste und der reichste, ist in die Museen geraten. Noch ist das bunte Leben nicht erstarrt, wenn es auch nicht mehr so reich emporquillt wie einst. Ja, in Siebenbürgen ruht sogar noch auf den Trachten der deutschen Bauern ein Blütenschimmer jener Kunst, die sich zwischen den Rumänen erhalten, und die daheim, im deutschen Mutterland schon fast seit hundert Jahren verlorengegangen ist.

Was bei anderen Völkern nur noch in Büchern steht und im Museum zu sehen ist, wird hier und da im Osten gelebt, gesponnen, gestickt und gewebt, was man bei uns im Westen mühsam zu erraten und zu erschließen sucht, wird dort noch gesungen und getanzt, was bei uns nur noch von eifrigen Sammlern zusammengetragen und vor dem Vergessen bewahrt wird, wird von Mund zu Mund erzählt und neu gestaltet.

Diesen Goldgrund einer unschuldigen Jugend, diese traumhafte Sicherheit des Spieles kann kein Giotto verlassen oder zerteilen; denn diese Kunst ist zeitlos, im Osten und im Westen. Wir lieben diese stille Welt des Bauerntumes und der Hirten, deren alles weihende und schmückende Kunst ebensowenig verändert werden

kann als die Worte eines Märchens. In dieser überlieferten Kunst mit ihren alten Mustern kann es auch keine Fehler geben; denn diese können nur dann entstehen, wenn sie ein ahnungsloser Fremder nachahmen wollte. Diese Kunst läßt sich auch nicht weiterentwickeln; genau so wenig wie man ein zweckloses Spiel zu einer nutzbringenden Handlung entwickeln kann, will man dem Spiel seinen innersten und geheimnisvollen Sinn nicht nehmen. Es gibt auch keine verwendbare Antwort, wenn man die Menschen, die solche Kunstwerke hervorbringen, nach deren Sinn und Bedeutung fragt, wiewohl doch ein jedes Muster seinen Sinn und seine Bedeutung hat. Aber wir können ja auch von den Kindern keine Antwort erwarten, wenn wir sie über den Sinn und den Zweck ihrer Spiele, ob es nun Tempelhupfen oder irgendein Reigentanz ist, ausfragen. Kinder können es nicht sagen, worin der Zauber und der geheime Reiz ihrer Spiele liegt, was es ist, das alle Welt um sie herum versinken läßt. Da wir selbst Kinder waren, hatten wir auch an dieser Verzauberung teil; später vergißt man es, und dann vermag man sich kaum mehr jener Verwandlung der äußeren Welt zu entsinnen. Genau so ergeht es uns mit der Kunst jener Völker, Würden uns auch Sinn und Zweck, Muster und Zeichen, Farbe und Reihung gedeutet, wir wüßten doch mit diesen also gelösten Rätseln nur wenig anzufangen, denn die ureigenste Sprache der Spiele ist in die unsere ebensowenig zu übersetzen wie die Zeichen jener Kunst.

Diese Kunst hat die Anmut junger Tiere, die immer wieder unser Herz erfreut; stehen wir vor ihren Werken, so fühlen wir schmerzlich, was wir verloren.

Im Osten schob sich nun zwischen diese Kunst der Hirten und der Bauern und die priesterliche der Mönche nicht jene sich langsam aus der kirchlichen Bindung befreiende Kunst der Städte und der Bürger, wie wir dies im Westen in immer stärkerem Maße seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts erlebten. Wurden die Kirche und ihre Kunst erschüttert, so war nichts da, was diesen Stoß hätte auffangen können. Denn die einfache Volkskunst kann gar keine bewußte Stellung nehmen, alles Bewußte bringt sie ja zum Erlöschen.

*

Zu Weihnachten sah ich mit meiner Tochter ein Buch mit Bildern über die mittelalterliches deutsche Kunst an. Vor uns kauerte die junge Ukrainerin und betrachtete aufmerksam die Schnitzaltäre und die Bilder der Madonnen, der Verkündigungen und der Drei Könige. Als wir das Buch schlossen, stand sie auf, runzelte die Brauen und fragte mich steng: „Ist das alles wahr?“

Ich wußte wirklich nicht, was ich hätte antworten sollen, deshalb schwieg ich. Hätte ich ihr gesagt: ja, das ist wahr! — dann hätte sie geantwortet: „Warum sind hier die Heiligen Drei Könige so angezogen und dort so? Warum sind auf diesem Bild drei Kamele und auf dem andern bloß eines und auf dem dritten gar keines? Daraus ergibt sich, daß die Leute, die diese Bilder gemalt haben, gar nichts wissen, daß sie also Lügner sind. Lenin und Stalin sehen bei uns auf allen Bildern gleich aus. Das kommt daher, daß man sie fotografiert hat. Und die Fotografien sind wahr und richtig.“

Ich holte ein Buch mit Trachten und fragte das Mädchen, ob man bei ihnen auf dem Dorfe noch solche Trachten habe? Man hat sie, aber ich finde das dumm und albern. Burschen mit roten Stiefeln! Mädchen mit gestickten Pelzen! Einfach zum Lachen. Grün und rot! Wie die Narren! Das ist keine Kultur!

Nun also war das Zauberwort gefallen, vor dem sich heute beiden Sowjets die Menschen beugen: Die alten Trachten sind kulturlos; von Kultur zeugt nur die Maschine. Allmählich verstand ich die ukrainische Frau im Norden des Sowjetlands und nun begriff ich auch ihren fragenden, auf die Tochter gerichteten Blick. Aus einer Welt, in der alles einst geschmückt und dadurch geweiht war, führt kein Weg in jene Welt, der solche Farbenfreude verhaßt und verächtlich ist. Für die reichen Schnitzereien, die einst die russischen Holzhäuser zierten, ist keine Zeit mehr;

man sieht das alles als zeitraubende Spielereien an. Der eiskalte Verstand kann diese ganze breite Schicht der Volkskunst nicht begreifen. Man kann sie verbieten, wie man die ja auch sinn- und nutzlosen Märchen verbieten kann, aber dies alles steht jenseits von Nutzen und Brauchbarkeit, das reicht in tiefere Schichten, in die der zweckverehrende Verstand sich nicht vortasten kann.

Wenn...

Das beste Heilmittel gegen die Geschwätzigkeit

ist die Betrachtung des Entgegengesetzten, also die Lobsprüche der Verschwiegenheit und das Wundervolle des Schweigens selbst. Die werden vielmehr bewundert, geliebt und für klug gehalten werden, deren Antworten rund und kurz angebunden sind. Die gedankenreichen und schlagfertigen Antworten der Athener hatten ihren Ursprung in solcher Gewohnheit des Schweigens. Ihre Aussprüche muß man Schwätzern einprägen.

Als ein Herrscher der Barbaren eine vielköpfige Gesandtschaft an die Athener schickte und in einem Briefe schrieb: „Wenn ich nach Athen komme, werde ich Euch aus dem Lande werfen, ich werde Eure Männer wegführen, Eure Frauen und Kinder töten, Eure Jungfrauen schänden..." Da sandten sie ihm auf diesen Brief einen Abgesandten und ein Schreiben mit dem einzigen Wort: „W e n n . . .!" Der König las es und schrie den Abgesandten an: „Was, einen einzigen Gesandten senden die Athener zu mir?" Da antwortete der: ‚Einen zu Einem!"

Wenn einer um einenzu früh Gefallenen trauert,

trauert der um seiner selbst willen, oder weil er der Freude oder des Nutzens, etwa der Alterspflege durch ihn beraubt ist, dann ist der Grund der Trauer in beiden Fällen e i g e n n ü t z i g; denn es ist offenbar, daß er sich nicht nach dem Toten sehnt, sondern nach dem Nutzen, den er von ihm hatte. Wer aber die Toten um ihrer selbst willen betrauert, der wird sich von der Trauer mit der Zeit befreien, wenn er sich klar macht, daß diese sich nicht in einem unglücklichen Zustande befinden. Nicht das längste Leben ist das beste, sondern das tüchtigste. Man lobt ja auch nicht den Mann, der sehr lange irgend ein Instrument gespielt hat, sondern den, der es besonders gut vollbracht hat. Wie töricht sind die beliebten Aussprüche: Ach, er hätte uns nicht so jung geraubt werden sollen. Denn, wer möchte wohl sagen, daß er es hätte sollen! Viele andere Dinge, die nach meiner Meinung nicht hätten geschehen sollen, sind geschehen, geschehen noch und werden oft geschehen. Wir sind nicht dazu da, um Gesetze für das Leben zu geben, sondern um Gott und den Gesetzen des Schicksals zu folgen.

Plutarch
(Um 100 nach der Ztr.)

Du brauchst nicht betend die Hände zum Hinnel zu erheben

Gott ist dir nahe, er ist mit dir und in dir. Das ist mein Glaube; es lebt in uns ein Etwas, das unsere guten und schlechten Handlungen beobachtet und bewacht. Wenn du einen siehst, der unerschrocken in Gefahren ist, glücklich im Unglück, ruhig im Sturm, den Gott in sich, wird dich da nicht Ehrfurcht ihm gegenüber ergreifen und wirst du nicht zu dir sagen: so möchte ich auch werden, denn göttliche Kraft ist zu ihm hinabgestiegen!

Seneca
+ 65 nach der Ztr.)

BESINNUNGEN

VON FRIEDRICH KAYSSLER

2. FOLGE

Eine Beobachtung wiederholt sich in letzter Zeit immer wieder: Ich sehe auf der Straße von weitem ein Gesicht; meinen alternden Augen erscheint es noch einigermaßen jung; aber je näher es kommt, um so älter wird es, und wenn es an mir vorübergeht, ist es ein altes Gesicht, noch greisenhafter als meins. Wenn ich es recht bedenke, handelt es sich gar nicht um eine Täuschung oder Enttäuschung. Denn das Gesicht, das mir da entgegenkommt, ist ja wirklich das Gesicht einer Seele, die, so uralt sie sein mag, nicht altert; meine Augen sehen es nur, je näher es kommt, in verschiedenen Phasen seines scheinbaren Älterwerdens; im Grunde seines Wesens ist es jung, das Angesicht eines der unzählbaren Kinder des Vaters.

*

Das Wesen eines Menschen fängt da am deutlichsten an zu sprechen, wo ihm die Worte versagen.

*

Nicht hadern! Verstehen!

*

D a s S e i n. — Das Körperleben schwingt den Menschen von Zustand zu Zustand, hin und her, auf und nieder. Während er sich in einem Zustand befindet, je nach dessen Ausdehnung, ist er versucht, einen solchen vorübergehenden Zustand als etwas Dauerndes, als eine Art von Sein zu empfinden. Der Mensch ist dem Augenblick verhaftet, dem Wechsel seiner Zustände hingegeben, und es fällt ihm schwer, sich in einem unveränderlichen Bewußtsein dessen zu erhalten, was sein wirkliches inneres Sein ist.

Aber dieses Sein ist da; das innerste Wesen des Menschen ruht darin; wie Wurzeln im Erdreich, so ruht er mit seinen geistigen Wurzeln im göttlichen Reich, seiner Heimat. Diese Wurzeln sind sein höheres Selbst. Das Ruhen dieser Wurzeln, die dennoch nie ruhen, sondern still wachsen, als Bewußtsein in der Seele wach zu halten, ist des Menschen Pflicht. Es gibt ihm Sicherheit, wenn die Schwingungen der Zustände zum Sturm anwachsen und ihm Gefahren vortäuschen, die in Wahrheit für sein inneres Sein nicht bestehen.

*

D i e e i g e n e R i c h t u n g. Einer der schwersten Kämpfe des Menschen, und um so schwerer, je mehr er im Alter fortschreitet, ist wohl von jeher der Kampf mit dem Ablauf der Zeit gewesen, die ihm, im Kleinsten wie im Großen, von Minute zu Minute andere neue Willensrichtungen aufzuzwingen versucht und gegen die er mit äußerster Kraft seine eigentliche persönliche Willensrichtung einhalten muß, wenn er als Einzelwesen bestehen will.

*

Die Sprache eines geistig überlegenen Menschen erkennt man daran, daß er nicht jedes Wort in seiner lauten Wörtlichkeit und Wichtigkeit nimmt. Das hat nichts mit Wissen oder Bildung zu tun, das ist Sache des Herzens und der Vernunft.

*

Neben dem Ernst soll auch das Heitere im Leben sein Recht haben, neben dem Schweren das Leichte und Harmlose sein. Aber der rechte Mensch achte es unter seiner Würde, in seinem Innersten die Flucht zu ergreifen vor dem Furchtbaren, das Gott in die Welt gesetzt hat, Ablenkung zu suchen vor Tod und Schmerz; denn auch sie sind nur Namen für die Unergründlichkeit der Liebe des Vaters. Tapfer und fest soll er Gottes Hand fassen und sich von ihm führen und tauchen lassen bis auf den Grund. So sollen wir es halten im Leben, aber auch ganz ebenso in der Kunst.

Weihnachten 1944

Singt sie nicht die alten Weisen,
denn es brennen Stall und Krippe.
Auf Marias bleicher Lippe
ist das Wiegenlied verstummt.

Und der Hirte auf dem Felde
ängstlich steht er bei den Lämmern,
ahnend einer Welt Verdämmern,
der die Engel einst erschienen.

Und er sinkt in seine Kniee:
„Gott, warum bist Du so ferne,
kalt und ewig wie die Sterne . . .
rette, was Dir nahe war!“

„N e i n !“ umbraust ihn eine Stimme.
„Laßt sie brennen, Stall und Krippe.
Auf der Menschen eigner Lippe
ist d a s Wiegenlied verstummt.

Singen sie die alten Weisen,
soll's wie Schwerter sie durchbohren,
Was verloren ist verloren,
weltentrückt.

Vor Dir, frommer Hirte, hebe
sich der Stall verklärt nach oben,
unzerstörbar mich zu loben,
morgenwolkenzart umrandet.

Sie jedoch sind keine Hirten.
Kampf um mich ihr ganzes Leben!
Und kein Friede wird gegeben,
bis mein Bild sich neu erfüllt.“

Friedrich Rauch

Zwiegesang

VON HANS LEIP

Anmut aber über alles,
früh geübt so Hand als Knie
wie zur Andacht, so zum Spiele,
daß des großen Erdenballes
Dröhnen sich in Wurf und Fangen
spielend löse zu dem Ziele,
dem wir seufzend nachgehangen,
löse sich zur Melodie.

Tanzen wir den Tanz der Sterne,
Wurf und Fang und Melodie,
aus der Zeiten Wandelmitte
aufwärts an den lichten Händen
unermeßner Phantasie
in dem heiligen Rausch der Ferne,
bis die Augen sich verblenden
allem abgetrabten Schritte.

Schon erleuchtet, schon erhoben
schwingen wir im klingend Klaren,
reicher singen unsre Stimmen,
bald getrennt und bald verschwistert,
bronzne Tiefe, silbrig Oben,
bis unbändig sie verschwimmen,
den Gestirnen zugeknistert,
schwerelos im Wunderbaren.

Und es klatscht die Tagesbrandung
uns zu Füßen, uns zu schlucken,
die wir auf den Zehen schweben,
statt uns furchtsam wegzuducken
in die grämlich graue Grenze
zwischen Abbruch und Versandung.
Wie? O allerliebstes Leben,
gönne uns die freien Tänze!

Höher nun und immer heller,
liebe Seele, liebbetörte,
drehn sich schneller die Spiralen;
ach, zum kahlen
Mondgebirg sind sie entwichen,
und, ein alter Fallensteller,
aus der blausten Himmelsspalte
kommt die Einsamkeit geschlichen.

Ah, ist das der dunkle Blick,
dieser unermeßlich tiefe,
der uns immer schon gebannt?
Hat man uns nicht prophezeit,
wisperte uns ins Genick:
Das ist euer letztes Los.
Tatet allzu leicht und groß,
jetzt seid Ihr ins Nichts gerannt.
Weit und breit
Einsamkeit,
nichts als bitter undurchdringlich,
undurchtanzbar, undurchsinglich,
ungeheure Einsamkeit.

Komm nur! Ach, wir kannten sie
lange, ehe wir den Spähern
weit entrannen, und sie lehrte
früh uns ihre Melodie
leise, leise und von fern;
ahnend in das Unerhörte
lauschten wir von Stern zu Stern.
Und nun will es recht beginnen,
brausend aus dem All ins Innen,
dieses alte,
dieses neue,
dieses Freue dich!
O freue
dich der immer innig nähern,
immer süßern Melodie.

Über Jacob Grimm

VON GERHARD F. HERING

„Stellen Sie sich vor, was ich entdeckte“ — schrieb Rilke aus Paris seinem Verleger nach Leipzig — „Sie erraten es nicht: Grimms großes Wörterbuch, ich war gerade hinter einem Ausdruck her und habe „geweidet“ stundenlang...“ Kippenberg, wie vorher oft und später wieder, versteht und so ist seine Antwort in dieser Sache bündig. Im Turmzimmer seines Hauses, dem rilkeschen Refugium, wann immer es beliebe, hält er den Schatz bereit... „wie gern würde ich Grimms Wörterbuch, daß Sie gewiß nicht ohne Neid und mit dem Gefühl, daß es besser bei Ihnen am Platze sei, in Paris neulich gesehen haben, Ihnen senden. Aber wenn ich es täte, so gäbe ich damit unsere besten Waffen aus der Hand. Der Grimm ist ja ein Magnet, der Sie ins Turmzimmer ziehen soll und nur dort, dort aber auch gewiß, wird er Ihnen übergeben werden.“ Rilke, um diese Zeit auch sehnsüchtig nach den „Kleineren Schriften“ Jacob Grimms, weiß also von der ihm bestimmten Gabe schon seit einigem. Im Juni 1913 bereits hat er, das ihm so frohe wie herzliche „Turmzimmer“ in erwartender Erinnerung, aus der Pariser Klause einen leipziger Wink beantwortet: „daß der Grimm da ist, ist ein Wunder.“ — Indem er diesen stummen Jubel auf seine Weise wörtlich nimmt, schickt ein Versuch wie der nun folgende sich an, wie Jacob Grimms Gestalt so sein Vermächtnis als ein noch während „Wunder“ zu vergegenwärtigen.

Der Knabe Jacob im Kindheitsparadies der Wiesen und Obstgärten des ländlichen Friedens von Steinau im Kinzigtal, liebt, hegt und sammelt Blumen. Auf die schweifenden Jahre rückblickend, erzählt später der Mann, es habe ihn damals keine Wissenschaft holder gelockt als die Botanik. Da er solches bekennt, ist Jacob Grimm bereits der „Botaniker“, dessen Gedächtnis erst mit dem letzten Laute deutscher Zunge sterben dürfte: Ein geheimniskundiger Magier, regiert er den prangenden Flor unabsehbarer Gefilde, erforscht er, die innersten Zellen ergründend, Wurzel, Blatt und Blüte der geistigen Pflanze — des Worts. Seht ihn an, wie sein Schatten riesengroß die abendlichen Fluren seiner Mühsal füllt; seht ihn an und vergeßt seine mythischen Konturen niemals wieder; denn er hat, im Trubel der eitlen Hoffart ein demütiger Diener des „sanften Gesetzes“ auch er, ein Beispiel gegeben! Und welches? Nicht nach Bienenweise nur in der Süße von Kräutern und Blumen zechend, die seinem Hang behagten, hat er, ein gebückter, überbürdeter Sammler tagein, tagaus, noch dem unscheinbarsten Hälmlein das forschende Auge geweiht, die liebevoll bergende Hand gestreckt. Auf den Wiesen der Worte fronend, lebte er vor, was den Adel und die Würde des geistigen Arbeiters für ewig umschreibe: im Kleinsten getreu zu sein.

Jacob Grimm hat gesegnete Ernte eingebracht. Das Schatzhaus aber, das sie birgt, hat einen trocknen Namen: „Deutsche Grammatik“ steht an seiner Stirn geschrieben. Laßt uns beeilt vorübergehn! Nun bleibt aber, was der Geist vollendet, ruhe es auch teilnahmlos in sich selbst wie ein Stein, von der fraglosen Größe, die dem Gesetze seines Werdens eingeboren. So auch die „Deutsche Grammatik“ Jacob Grimms. Gegliedert in vier (zwischen 1819 und 1837 erschienene) Teile, ist sie, so bedeutend wie folgenreich, ein Buch „wie bis dahin kaum eines gedacht und noch viel weniger eines unternommen worden war.“ Als die Summe einer Suche, die noch im fiebernden Griff nach der entlegensten Einzelheit nie das Ganze aus dem spähenden Auge ließ, dem diese gelten sollte, kündet Jacob Grimms „Deutsche Grammatik“ den grundlegenden Satz von der ursprünglichen Einheit aller germanischen Sprachen; die solcher Einheit entsprossene Mannigfaltigkeit geschichtlich zu begründen, ist ihr letztes Ziel. Indem sie in aller Vielheit aber Einheit als

Schicksal sichtet, richtet auch sie die Fuge als ein dauerndes Sinnbild europäischer Möglichkeiten auf.

Grimms „Deutsche" begründet die „Historische" Grammatik und damit aller Länder geschichtliche Sprachforschung überhaupt. Wenn je aus der umfriedeten Zelle eines seiner Sache verschworenen Dieners am lebendigen Geiste (der immer Gottes Nähe anzeigt) sich weltweite Wirkung auf die Bahn brachte, dann hier. Bei Savigny, seinem erweckenden Lehrer, hatte Jacob Grimm gelernt, die einzelne Erscheinung durch alle ihre Gestalten hindurch zu verfolgen. Indem er so „das Sein aus dem Werden" begriff, Einzelheit über Einzelheit zusammentrug, vertrauend, es werde der Geist, der im herbeigeschafften Stoffe schlafe, schon zu seiner Stunde erwachen, ordnete er das wuchernde Gehege der geistigen Pflanze, des Wortes, zur Harmonie. Ihrer jedes ward ihm ein lebendiges Wesen; seine einzelnen Laute und Schicksale herauf aus den Tiefen von Raum und Zeit.

*

Ist aber Grimms Grammatik eigentlich, was landläufig „Grammatik" heißt? Nein — denn sie ist größeres und mehr: eine Biologie, eine Lehre vom Leben der germanischen Sprachen. Das Wort „Deutsch" in ihrem Titel umgreift, was seither als das „Germanische" gemeinverständlich wurde: zum Deutschen in seinen (nach ihren Dialekten unterschiedenen) Schichten von Mittel-, Althochdeutsch und Gotisch traten, ihrerseits vom Älteren zum Neueren stufenweise fortgebildet und ausschließlich aus den Quellen selbst geschöpft: das Angelsächsische, das Niederländische, das Skandinavische. Jean Paul schrieb dem ersten Bande von 1819 das in seinem Enthusiasmus wunderlichste Begrüßungswort. Es stehe hier, weil es die europäische Gültigkeit der begnadeten Schöpfung eindeutig erkannte und beglaubigt: „Grimms Meistergrammatik, dieses deutsche Sprachheroum, diese grammatische Polyglot für Deutsche und ihre Völkervettern, Holländer, Schweden, Dänen, Briten, ein heiliges Reliquiarium der Zungenvorzeit."

Und Sinn und Inhalt dieser Sprach-Biologie? Sie hat in ihren ersten drei Bänden die germanischen Worte und Wortformen aus der Gegenwart des frühen 19. Jahrhunderts bis in die Zeiten des ältesten Denkmals einer germanischen Sprache, der Bibelübersetzung des Westgoten-Apostels Ulfilas (im vierten nachchristlichen Jahrhundert) zurückverfolgt und jeden Wandel ihrer Gestalt auf deutliche Regeln gebracht. Ihr vierter und letzter Teil unterstellt demselben Betrachtungsgesetz die syntaktischen Konstruktionen. Sichtbar wird dabei, wie der ältere Satz natürlicher und mannigfaltiger, wenngleich in Übergängen härter war, der neuere dafür logisch bestimmter geworden ist. So versteht sich schließlich für den Bau des Satzes, was schon für das Wort selbst gegolten: daß die Sprache, etwas ursprünglich Sinnliches, sich stufenweise vergeistige. Alle Wörter haben zunächst sinnliche Bedeutungen, aus denen die geistigen sich erst im Zeitenfluß entwickeln. So schwindet, auf Ganze gesehen, der Leib der Sprache, im Maße ihr Geist (als Gedankenreichtum und scharfe Scheidung möglicher Begriffe) wächst.

In ihren Regeln und Gesetzen (von Brechung und Betonung, Um- und Ablaut), in der Entdeckung endlich jener Konsonantenwandlungen, die sie als die berühmte „Lautverschiebung" benennt, erklimmt Grimms Grammatik für die Wissenschaft von der Sprache den Rang und die grundlegende Bedeutung etwa der Entdeckung Amerikas für die Erdkunde, des Gesetzes der Schwerkraft für die Physik. Und all das blies der Entdecker nun in stürmischen Fanfaren über Vaterland und Grenzen? Er tat das genaue Gegenteil und überschrieb einen Band welthaltigen Forschersiegs so schlicht wie möglich: „Von den Buchstaben". Ein Gelassener gab dem Belieben anheim, den epochalen Ertrag so schwer befrachteter Seiten zu entblättern. Dies die ihr selbstverständliche Gesinnung einer Redlichkeit, die zu bemerken liebte, es trügen unter allen Gefiederten die reichsten und süßesten Sänger das schlichteste Gewand...

Zum Zauber dieses Grundbuches von der Sprache, das — nach eines verschollenen Dichters schönem Wort — sämtliche germanische Mundarten wie in einem hohen



Trauer

Arbeiten aus dem graphischen Werk von Professor Karl Rössing

(Siehe auch die Seiten 35-38)

Eiche im Gebirge

Dome erklingen läßt, gehört seine Weise, einen als nüchtern verkannten Stoff zu entspröden und zu poetisieren. Der nämliche geniale Instinkt (man hat ihn auch den Scharfsinn der Liebe genannt), der in die Sprache hineinhorcht und sie versteht, als entstamme er der Runde jener raunenden Geister höchstselbst, die sie erfanden, dieser geniale Instinkt brüderlichster Nähe zum Genius der Sprache, ermächtigte Jacob Grimm, so scheint es, auch ihre poetische Gestaltungskraft unmittelbar zu erspüren, so etwa, besonders glanzvoll, in der Lehre vom grammatischen Geschlecht, die zwingend dartut, wie der Sprachgeist, als wäre er ein Kind, auch die leblosen Gegenstände belebt vorstellt und als männlich, weiblich oder sächlich benennt, je nachdem ihre wahrgenommenen Eigenschaften solchen des Mannes, der Frau oder ihrer keinem ähneln. Indem er aber Wuchs und Gedeihen der Sprache, unseres geistigen Vaterlandes, auch mit der Entwicklung ihres Wortschatzes in seine hegende Hut nahm, bereitete der „botanisierende" Jacob Grimm der „Deutschen Grammatik", ohne es zu ahnen, schon den Wunderbau vor, dessen hohes Mittelschiff in seinem Geiste zu wölben erst die heute wirkende Generation unserer Wortforscher bemüht ist: „Das Deutsche Wörterbuch".

*

Als die standhaften „Göttinger Sieben", unter ihnen Jacob und Wilhelm Grimm, durch die Willkür eines anmaßenden Despoten aus dem „Königreich Hannover" verbannt waren, trug ein weitschauender Verleger den zu unfreiwilliger Muße nach Kassel, in ihre hessische Heimat, zurückgekehrten Brüdern den Plan eines Deutschen Wörterbuches an. Sie sagten zu. Von Jacobs Entwurf im Sommer 1838 bis zum Erscheinen der ersten Lieferung im Mai 1852, vierzehn Jahre hindurch, mauerte man am Grundstein des heute noch unvollendeten Werks. Jacob, denn er nahm mit den Buchstaben A, B und C die Hauptlast auf sich, Wilhelm arbeitete nur das D aus, worauf Jacob wieder beim E einsetzte und im F bis zum Worte „Frucht" gediehen war, als ihm der Tod im September 1863 die Feder aus der nimmermüden Hand nahm, Jacob Grimm mochte im ersten hochgemuten Ansatz schwerlich übersehen, in welche dornenvolle Pein barer Kärrnerfron im Bergwerk der Worte er sich verknechten würde. Erst mitten im Labyrinthe seiner Plagen erschütterte ihn ein gramreicher Zwischenüberschlag. Geistiges Heldentum, da es weder auf dem Markte kollert, noch augenfällig dekoriert wird, geschieht einsam. Auch wo es sich bescheiden selbstbekennt, verschmäht es Öffentlichkeit. So schlummern ergreifende Bekundungen titanischer Arbeitsleistungen, da sie im engen Geviert strenger Gelehrtenklausen geschahen, unentsiegelt dahin. Etwa auch Jacob Grimms in diesen Zusammenhang gehörender Brief an seinen Fachgenossen und Freund Lachmann, darin es heißt:

„Ihre Schriftzüge, so selten sie mir zu Gesicht kommen, habe ich auf den ersten Blick erkannt. Vielleicht ginge es Ihnen nicht so mit den meinen, durch das viele Schreiben etwas verschrumpfenden und ungleichen... Wenn ich oft schlaflos zu Bette liege, fuhr mir auch das Wörterbuch durch den Sinn. Sie ermahnen mich liebevoll und dringend zu weiterer Fortarbeit. Hirzels (des Verlegers) Briefe tropfen schon jahrelang anhaltend auf denselben Fleck... Im Widerspruch mit diesen Stimmen und einer inneren in mir selbst, mahnen mich alle übrigen, die hier in mein Ohr tönen, ab von angestrengter Arbeit und haben, wie Sie sich denken können, am Arzt ihren Hinterhalt. Ich werde dadurch nicht stutzig noch unschlüssig, aber doch etwas gepeinigt. Stellen wir uns das Bild des Wörterbuchs einmal lebhaft vor. Ich habe in Zeit von drei Jahren für die Buchstaben A, B, C geliefert 2464 enggedruckte Spalten, welche in meinem Manuskript 4516 Quartseiten ausmachten. Hier will alles, jeder Buchstabe eigenhändig geschrieben sein, und fremde Hilfe ist unzulässig. Wilhelm wird in den drei darauf gefolgten Jahren das D, obschon er es dem Plan entgegen zu sehr ausführt, in 750 Spalten darstellen. Die Buchstaben A, B, C, D erreichen noch nicht ein Viertel des Ganzen. Es bleiben also, mild angeschlagen, noch gegen 13 000 ge-

druckte Spalten oder nach Weise meines Manuskripts 25 000 Seiten zu schreiben. Fürwahr eine abschreckende Aussicht!“

Was hier als „noch nicht ein Viertel des Ganzen“ beseufzt wird, ist heute nur ein Fünfzehntel des nun über hundert Jahre werdenden Werkes, das bis jetzt in sechzehn Bänden, auf neunundzwanzig Lexikonbände von jeweils 1800—3000 Spalten zerlegt, sich schichtet. Die vierte und fünfte Gelehrtengeneration ist, seit die Grimms starben, an diesem Riesenbau tätig, der bestenfalls gegen 1960 wird vollendet sein können — um wieder von vorn begonnen zu werden. Doch wird an den Fundamenten selbst nie mehr zu rütteln sein. Mag manche grimmsche Etymologie fallen, nachsammelnder Fleiß manchen übersehenen oder damals verschollenen Autor hervorziehen, überbegünstigte zurückdrängen: abgelagert wird all diese Arbeit im Riesenhause der deutschen Worte nur und ausschließlich in Räumen, die Jacob Grimm gegründet hat.

Und was steht im „Deutschen Wörterbuch?“ Jedes Wort deiner Muttersprache, wie es seit neuhochdeutscher Zeit gebräuchlich ist. Genauer: die Naturgeschichte jedes dieser Wörter; voran die je älteste historisch zu ermittelnde Bedeutung samt ihrer tieferen Ergründung durch verwandte Sprachen. Da aber das sinnliche Element der Sprache Jacob Grimms Liebe von frühauf gewesen, da ihm die Wörter faß- und betastbar mit den Sachen zusammenhingen, die sie meinen, so wird nach seinem Willen in jeder Wortgeschichte anschaulich des Wortes Übergang vom Sinnlichen ins Abstrakte. Auch wird in staunenswerter Vollständigkeit erkennbar die Fülle poetischer und sprichwörtlicher Wendungen, die sich an jedes Wort geheftet haben. Entbreitet wird der Vorrat unserer Sprache diesseits der Grenze zum Mittelhochdeutschen; gezeigt wird, wie häufig oder selten das jeweilige Wort ist, wer es seit Luther, Fischart und ihren Zeitgenossen brauchte und, sollte es inzwischen abgewelkt sein, bis wann es grünte und bräuchlich war; oder, kannte Luthers Zeit es noch nicht, wann frühestens es sproßte. Die Arbeit des Sammelns selbst hat Jacob Grimm in ein unvergeßliches Bild von mythischer Größe gebannt. Es findet sich im Vorwort zum „Wörterbuch“ und umschreibt seine Mühsal ohne Rest: „Wie wenn tagelang feine, dichte Flocken vom Himmel niederfallen, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit.“ Doch klirrt, der sich in diesem mächtigen Bilde befreit, nicht mehr mit Ketten, an die er sich selbst geschmiedet. Er hat das heilbringende Gestirn gesichtet, das über seiner Mühsal leuchtet. So sagt er ja! Bis des abendlichen Lichtes Schatten ihn umspielen, sammelt er nun unermüdend weiter, trägt er mit den Wörtern ihre Bedeutung und wie ihr Leben, so ihr Sterben getreulich zu Buch. Er weiß, die Sprache ist allen bekannt, doch jedem ein Geheimnis, sie wächst wie die Wabe. Sie ist und bleibt, Vergangenheit mit Gegenwart verknüpfend, des Volkes Heiligtum. „Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr; eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr.“

*

Wie das alte Epos, so mische das Recht mythische und irdische Stoffe unausscheidbar. Poesie und Recht, aus einem Bette aufgestanden, mit den Sitten und Festen des Volkes innig verschwistert, berühren sich in der Sprache: die ursprüngliche Form der Rechtssatzungen ist poetisch; so auch die alten Bräuche; so ihr sittlicher Charakter selbst. Folgerichtig überschreibt der junge Jacob Grimm, hier auf den Spuren seines hochgeliebten Lehrers Savigny, den frühen Aufsatz, der diese Ergebnisse juristischer Studien vorträgt: „Von der Poesie im Recht“. Dann forscht er jahrelang weiter, bis er 1828, nachdem er die Dichtung im Rechte gewiesen, aufzeigt, was volkhaft in ihm sei: er legt die „Deutschen Rechtsaltertümer“ vor. Ein Buch, „das wie ein Schatzkasten überquillt“, Entdeckung über Entdeckung bergend; eine Kulturgeschichte des Rechts und als ein Beitrag zur Sittengeschichte zugleich ein

Spiegel des öffentlichen Lebens deutscher Frühzeit überhaupt. So gräbt er beispielsweise, Begriffliches auch hier verschmähend und dem Sichtbar-Faßlichen hold, aus mythischem Grunde Macht und Kraft der Zeichen aus, die bildlich ein Rechtsgeschäft als vollbracht bekräftigen: „Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht zum Zeichen seiner wirklichen Teilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gestellt, ein Wagen gefahren, ein Feuer auf ihm entzündet, als Zeichen eingetretener Besitznahme; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh, entschuhet sich, die Frau löst ihren Gürtel, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Teil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, ein Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus."

Zeichen für Zeichen wird so gedeutet: der Sinn von Erde, Staub und Gras; von Halm, Stab und Ast; von Hand, Finger und Fuß, Mund, Nase und Ohr; Hut, Handschuh, Schuh und Gürtel; von Schwert, Spindel und Fahne. Und nach so dinglich beschworenen Rechtsaltertümern vergegenwärtigt ihr Entdecker bannend die Stätten des Gerichtes selbst: den Atem der Luft über Wald, Wiese und Aue, die Würde des Richtens unter Gottes freiem Himmel. Auch wird gebührend deutlich, wie Alter und Herkommen bei allen rechtsprechenden Weisungen des versammelten Volkes unverbrüchlich in Ehren stehen. Das altgermanische Recht entspringt nicht, wie Geschichtsklitterung wähnt und glauben macht, aus dem sehr willkürlich-launischen „Empfinden des Volks" — deutsches Recht ist „herkömmliches" Recht. Wie Jacob Grimm als Erforscher der Sprache die Mundarten als gleichberechtigt neben der hohen Literatur verhört, so gelten ihm als vornehmste Quellen des Rechts die selbständigen Satzungen der Bauern, „Weistümer" genannt, deren Reichtum er später in vier Bänden gesondert gesammelt hat. Die Tragweite der „Rechtsaltertümer", von ihrer Zeit unterschätzt, einzig von Uhland in ihrer Bedeutung gewittert, reicht unmittelbar in unsere Tage hinein. Und das nicht etwa um des bloßen „Goldfadens der Poesie" willen, den Jacob Grimm in der Wissenschaft, „die man sonst als eine trockne zu betrachten pflegt", gesponnen hat.

*

Götter und Helden, weise Frauen und Geister, Kobolde und Riesen, Himmel, Sterne und Gezeiten, hohe und dunkle Mächte, Nebelheim und Himmelreich, Ygdrasil und Muspilli, Nornen und Walküren, Schrate und Waldleute, Schlangen, Kröten und Drachen, Käfer und Bienen, Kräuter und Steine — wer vermöchte verkürzend den Bildersturz und den unausschöpflichen Reichtum des an Visionen elementarsten Buches Jacob Grimms aufzufangen: der „Deutschen Mythologie"! Als ein Werk der Wissenschaft (so hinderlich ihm sein offensichtlicher Mangel an Kritik auch werden mußte) epochal, weil es die Sprache als Ur-Kunde der Geschichte erkannte und sie dazu benutzte, verlorenes Gut neu heraufzuheben aus verschollenen Gründen, wäre die „Deutsche Mythologie" vor allen anderen Büchern Grimms würdig gewesen, das zu werden, was sie (trotz gelegentlicher Wiederbelebungsversuche in gekürzten Volksausgaben) doch nicht wurde: das Grundbuch deutschen Volkstums. In ihrer weiträumigen Pracht ein Kunstwerk von einsamer Größe, blieb die „Deutsche Mythologie" dennoch abseits vom Wege aneignender Liebe. Die Deutschen, vorzüglich des sinkenden 19. Jahrhunderts, haben es vorgezogen, sich an den mythologisierenden Limonaden zu delektieren, in welche dilettantische Nutznießer und Abschreiber (wie Bechstein, Dahn und Simrock) den lauteren grimmschen Quell versüßlichten. Was zu suchen er auszog und wie er es fand, hat Grimm seinem Freunde Dahlmann im Vorwort gesagt. Er brachte heim den alten, vor der Christianisierung liegenden Glauben des deutschen Volkes; er überwand die nur scheinbar unüberbrückliche Kluft zwischen heidnischer und christlicher Frömmigkeit. Er lehrte wieder mythisch zu sehen. Er legte das Erbe heidnischer Vorzeit bloß, welches im deutschen Volksglauben lebendig blieb, indem er den Gestaltwandel urzeitlicher Grundvorstellungen zu Sinnbildern der christlichen Religion verfolgte. Über dieser Schicht

seiner „Mythologie“ könnte stehen, was der Cusaner auf dem Konzil zu Basel sprach: „Die Heiligen als Helfer in allen Nöten haben eigentlich die Rolle der alten Götter übernommen.“ Aufs Ganze gesehen widerlegen eben diese Abschnitte des genialen Buches die Meinung, es hätte das dazwischentretende Christentum das Heidentum zerrüttet und aufgelöst: „Wir dürfen annehmen, wenn schon das Heidentum noch eine Zeitlang lebendig hätte wuchern ... können, daß doch ein Keim des Verderbens und der Verwirrung in ihm selbst lag ... Ich vergleiche das Heidentum einer seltsamen Pflanze, deren farbige, duftende Blüte wir mit Verwunderung betrachten, das Christentum der weite Strecken einnehmenden Aussaat des nährenden Getreides.“ Von den oberen Göttern mit Wuotan, dem Einäugigen, und Donar, dem Rotbärtigen, an ihrer Spitze, über Frau Holda und Frau Berchta den weiten Horizont mythischer Sinnbilder abschreitend bis hin zu den niedrigen Wesenheiten von Nix und Nixe im Silberspiel der Flut, das Wesen der Elemente so bildmächtig beschwörend wie den nächtig-zwielichtigen Kreis huschender Gespenster und nicht geheurer Zauberei, des wilden Jägers gedenkend und der schlafenden Kaiser, erweckt die „Deutsche Mythologie“ als öffne sich ein jahrhundertelang verzauberter Berg, zeitenfrühe und nebelgraue Mythen und Mächte zu unbestreitbarer Dauer. Denn über jedem Volke lebt sich in Mythe, Sang und Sage seine Urväterschaft als ein gleichsam zweites aus, dessen Vorhandenheit unentbehrlich ist.

*

„Wir wollen uns einmal nie trennen“, schreibt der zwanzigjährige Jacob an Wilhelm Grimm aus Paris. Und die Brüder machen diesen Vorsatz wahr: aus der Gemeinsamkeit der Jünglinge wächst der Arbeitsbund ihres gesegneten Lebens. Darum bindet auch die Geschichte des Geistes wie ihren Lebenslauf so ihr Lebenswerk mit Recht so unlöslich, daß Jacob und Wilhelm schlichthin und überall als „Die Brüder Grimm“ erscheinen. Mit ihrer Vertiefung in die vaterländische Vergangenheit, ihrer Liebe zum Erbe von Sprache und Recht, Mythen und Sagen, haben sie die Germanistik begründet, deren erlauchter König Jacob bleibt, „der Anfang und das Haupt der deutschen Altertumsforschung“, ihr „idealer Mittelpunkt“. Vom gemeinsam-brüderlichen Werk, das in den „Kinder- und Hausmärchen“ die schönste und volkstümlichste Sammlung der Romantik neben „Des Knaben Wunderhorn“ schenkte, war im hier entwickelten Zusammenhang zu sondern, was Jacobs unsterbliches Teil ausmacht. Dabei bleibt zu vergegenwärtigen, daß in acht Bänden seiner „Kleineren Schriften“ zusätzlich aufgehoben wurde, was die zentralen Werke begleitet und sie mehr denn einmal von scheinbaren Nebensachen aus überraschend erhellt und vertieft.

Was, wenige Lebensaugenblicke der Trennung (durch Aufenthalte Jacobs in Paris und Wien) abgerechnet, nicht zu sondern ist: die ergreifende Gemeinsamkeit des brüderlichen Lebens. Von der Mitte der achtziger Jahre des achtzehnten bis an und in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts reichend, hat es gemeinsame Stationen: Hanau, Steinen, Kassel, Göttingen, Kassel, Berlin. Arm an äußerer Welt, reich an inneren Erfahrungen und Gesichten, hat die brüderliche Bahn ihren eigentlichen Schicksalseinschnitt im Augenblick der Verbannung aus Göttingen. Wie er auch sonst die Pfade bahnte, welche Wilhelm dann nach seiner leiseren Natur mitschritt, so führt Jacob auch hier. Seine so stolze wie bewegende Bekenntnisschrift „Meine Entlassung“ (1838) bleibt denkwürdig als eine leuchtende Magna Charta des Gewissens, welches „keine irdische Macht, kein König entbinden kann“. Sie handelt, bündig gesagt, von denen und für die, welche „etwas Höheres als weltliche Klugheit“ kennen, und sie hat ihre Herzmitte in dem blanken Satze: „Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben.“

Im Herbst des Jahres 1840 ruft Friedrich Wilhelm die Brüder ohne Amtszwang, mit dem Recht, nicht aber der Pflicht, an der Universität zu lesen, nach Berlin. Hier, in der Akademie der Wissenschaften, die so manchem seiner Vorträge gelauscht hatte,

hält Jacob dem ihm im Tode vorangehenden jüngeren Bruder die Gedächtnisrede. Es dämmert schon, als er, mit heiserer, oft unterbrochener Stimme, die beschriebenen Blätter gegen das Fenster gewandt, das sinkende Licht in seinem weißen Haar, den Nachruf anhebt. Es finden sich in allen Schriften Jacobs Stellen, wo sein Herz so bewegend und durchdringend vernommen wird, als schlage es noch jetzt; Augenblicke einer magischen Präsenz seines in ein einziges Leuchten zusammenschmelzenden Seins, in denen es ist, als begönne die Stille zu tönen und das Schlichte würde monumental. Zwei Sätze mögen, was gemeint ist, beglaubigen. Sie sammeln sechs gemeinsame Lebensjahrzehnte in eine Schicksaldichte ohnegleichen — und sind ein Gipfel deutscher Prosa außerdem: „So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend; hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unsrer Habe und Bücher mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören und ob von ihm redend ich es vermeiden kann, meiner dabei zu erwähnen.“

*

Jacob Grimm, der Vereinsamte, im Traum den Bruder neben sich, den seine Augen nicht mehr erblicken, auf allen Blättern des Märchenbuchs sein Bild sichtend und seine waltende Spur, Jacob Grimm der Greis, dessen späteste Akademie-Rede das Alter lobt, ist Prospero in Preußen, ein Weiser im Herzen der Mark. In die Abendröte seines biblischen Alters hat er lauter hinübergenommen, was alle Weisheit zeichnet: die Seele eines Kindes. Ein Turm der Gelehrsamkeit, ein Wissenschaftler von der Sprache, bei dem Europa in die Schule geht, lebt er in durchsonnter Zelle vor, daß Wissen leer ist ohne Weisesein. Weil seine überragende Gelehrsamkeit nicht taub und tot ist, widerstrahlt sie die seltenste Tugend wissenschaftlichen Tuns: sittliche Größe. Die grimmsche „Ehrfurcht vor jedem Trödel“ nach Wilhelm Schlegels ätzendem Wort, aus dem Sulpiz Boisseree (brieflich an Goethe) die sprichwörtliche „Andacht zum Unbedeutenden“ gemacht hat, ist in ihren tiefsten Gründen — religiös.

Jacob Grimm, der Greis, liebt so innig Steine, Käfer und die gefiederten Sänger wie Jacob Grimm, der Knabe, im hessischen Steinau. Goldlack und Heliotrop, seine Lieblingsblumen, zieren den mit Andenken und mannigfachen Steinen besetzten Arbeitstisch des Greises. Flieht ihn nachts der Schlaf, so bespricht er sich, schauensselig und geheimniskundig, mit Mond und Sternen. Auch liebt er die langen Sommertage, die sich vollsaugen mit Sonne. Es ist eine Juninacht, als er, die lichten Stunden rühmend, auf einen seiner Tausende von Zetteln vor sich hin schreibt: „Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm.“ — Daß ein Tag den anderen lehre, ist dieses Weisen belebender Trost bis spät hinauf. Daß man reise, um zu reisen, forsche um zu forschen, sichert seinen merkurisch beflügelten Forschungsschwung vor jedem Absturz ins Sinnentleerte. Gesetze zu suchen ist ihm lieber, als selbstherrlich zu reglementieren. Seine Größe ist nicht nur was, sondern wie er es schuf: Kennt seine Weise zu forschen den entschlossenen Axthieb durch den Urwald des Unentdeckten, so im selben Atemzuge doch auch das behutsame Auseinanderbiegen der Zweige, um angehaltenen Atems zu lauschen und fromm zu schauen. Seine (wie Schelling sagen würde) „innere Metaphysik“: der stille Glanz, der alle Stufen seiner Selbstverwirklichung übergoldet, der Schatzgräbersegen, der all sein Tun begnadet, sein Freisinn und seine Wahrheitsliebe, sein Männerstolz und

seine Redlichkeit, sein Wagemut im Erforschlichen, seine Demut vor allem Geheimnis, seine Anspruchslosigkeit im täglichen Dasein, adlige Schichten insgesamt für die Summe einer adligen Existenz, machen Jacob Grimm, den Weisen, verehrlich als ein Sinnbild höchster deutscher Möglichkeiten, zu leben aus der Verantwortung für den Geist. Daß jemand, dem tausende deutscher Wörter durch die Finger liefen, ein dichterisch schwingendes Deutsch vom Range Goethes und Stifters geschrieben hat (um den Orden anzugeben, in welchen er gehört), wollten seine hier ausgehobenen Sätze stellvertretend bezeugen.

Jacob Grimm, ein Deutscher, beglaubigt zugleich eine reine Möglichkeit verantwortlichen Europäertums. Den vaterländischen Satzungen in Recht und Sitte, Glaube und Sage, Sang und Sprache treu wie einer, kannte er dennoch nicht, was die Landschaft des Geistes nie kennen dürfte: Grenzpfähle und Schranken. Wer, wie er, mit dem Zauberstab der Analogie das „Vergleichen" meisterte, das er nicht auf die Sprache beschränkt, sondern mit dem Griff eines Künstlers auf alle Lebensgebiete räumlicher und geistiger Völkernachbarschaft bis in die Zeitenfrühe ausgedehnt hat, wer Poesie, eine Mutter aller Zungen, bestimmen konnte als „das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache", der mußte notwendig über alle Grenzen Führung suchen und durfte es, ohne sich zu verlieren. Jacob Grimm, das korrespondierende Mitglied gelehrter Gesellschaften in Paris und Leiden, Amsterdam und Kopenhagen, sammelte und deutete Romanzen Altspaniens, Volkslieder Serbiens und Heldengesänge Finnlands. Seine verehrliche Gestalt untrennbar von seinem immergrünen Werk, wäre ein unbemakelbares Sinnbild für jedes geistige Europa von morgen. Auch dürfte ein Signum europäischen Glaubens bleiben, mit Jacob Grimm von der Meinung zu sein: das Licht werde schon aus dem Dunkel dringen und der vorschreitende Tag sich auf die Zehen stellen . . .

Der Kummer schwand...

Der Kummer schwand,
die Sorge ist verwunden,
auch trübt nichts mehr,
nicht Leid, nicht Wunden,
mich brennt nichts mehr
der Kummer ist geschwunden.

Was mir geschieht,
Kann nimmer mich beschweren.
Das Licht in mir bleibt Licht.
Wer will das Licht zerstören?
O Seele, fürchte nicht,
man könnte dich versehen.

Der Tag erblüht,
mit Freuden will ich's sehen.
Ich bin bereit.
Das Licht flammt auf den Höhen.
Ich bin bereit.
Ich bin bereit, ins Niemandsland zu gehen.

Walter Bauer

An die Natur

VON JOSEF PONTEN † 1940 — AUS DEM NACHLASS

(SIEHE AUCH SEITE 40)

Das Leben ist ihr größter Selbstbetrug, denn sie kennt die Wollust des Todes, und der Tod die nächtlich süße Erholung von ihrem harten Tage, Lust und Schmerz sind ihre Peitsche, und sie selbst zuckt unter den Striemen der Geißel.

Sie erlaubt uns die wildesten Ausschweifungen, ihre Mensch- und Tierrassen zu vertilgen und Völkerkriege über die Erde hin zu entfesseln, und muß uns hilfreich beispringen, sonst würden wir an einer Schnittwunde des Fingers sterben.

*

Wer sie nicht greift, begreift sie nicht, und wer sie begreift, hat von ihr nur einen Begriff. Sie ist das Allerkörperlichste und wirft keinen Schatten, denn sie ist von allen Seiten beleuchtet. Sie ist das Geistigste und begriffe sich doch nicht, wenn sie sich nicht in unserm Geiste begriffe. Sie ist Leuchte des Firmaments und wäre doch dunkel ohne das Kerzlein unseres Gehirns.

*

Gegen niemanden ist sie grausamer als gegen uns, denn uns verlieh sie die höchste Schmerzempfindlichkeit, und niemanden liebt sie mehr als uns, denn uns gab sie das größte Glücksvermögen. Wir können mehr Gram empfinden als sie selbst, aber sie kann nie so fröhlich sein wie wir. Sie gab uns ein Herz, das von einer Nadel stillstehen kann, und sie selbst stirbt von einem unserer falschen Gedanken.

*

Sie spielt mit uns wie die Hauskatze mit der Maus, aber wenn sie uns sehr gefährlich werden will und sich in die Königskatze, den Tiger, verwandelt, so muß sie sich von der Fliege unseres Geistes belästigen lassen.

Wir sind ein Nichts in ihr und sind doch ihr alles; wir sind ein Staub in ihr und vermögen ihren Erdball in eine menschliche Nutzlandschaft zu verwandeln.

*

Sie wird all unsere Bosheiten und Sünden rächen, uns am Ende in einer Laune zusammenschlagen, uns in den Winkel kehren und es mit einem witzigeren neuen Spielzeug versuchen. Aber auch dann werden wieder wir als Stehaufmännlein dasein, denn unser Geist ist ja der ihre, sie kann einen größeren als unseren aus ihrem Dunkel schaffen, aber nicht einen wesensanderen.

*

Schon in der kreisenden Gaswolke waren wir, denn wir wurden als letztes auf ihrem Wege aus dem Gase, und wir werden noch in dem runden, harten und blanken Metallstein sein, als der sie einsam ewigkeitenlang durch das Weltall fahren wird, und in den Trümmersternen, in die er zerplatzen mag. Denn wir denken uns in die Ewigkeit des Gases zurück, aus der wir mit ihr kamen, und denken uns in die Ewigkeit des Sternstaubes voraus, in dem wir mit ihr enden.

Wir haben erkannt, daß die Zeit ein Denkbetrug ist, wir können die Ewigkeit in den Augenblick reißen, wenn wir diesen bis an die Grenzen unserer Kräfte mit Sein füllen, und lachend sterben, wenn der Tod den Becher unserer Seele zerschlägt und den Wein der Ewigkeit daraus verschüttet.

*

Im Frieden mit ihr sind wir nur, wenn wir mit ihr im Kampfe liegen. Mit ihr im Frieden liegen ist ihr unterliegen. Also heißt es *sein*, lebensträchtig und todesschwanger den Kräfteausgleich suchen zwischen unserer großen Winzigkeit und deiner kleinen Unermeßlichkeit, Natur, Verzeih!

Der Salzburger Pikollos

VON ANNALISE SCHMIDT

Dicht an der Chaussee, die zwei Kleinstädte Mittelostpreußens verbindet, stand das Schulhaus, dem Krug gegenüber und von dem Gutshaus getrennt durch hohe Bäume, den Blumengarten des Gutes und die kreisrunde Auffahrt mit dem uralten Kastanienbaum in der Mitte des Rondells — einer jener lieblosen, nüchternen Ziegelbauten, mit denen der preußische Vater Staat seine Untertanen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor etwaiger ästhetischer Auffassung des Lebens zu bewahren pflegte. Kasernen, Gefängnisse, Stationsgebäude und Schulhäuser der damaligen Zeit zeigten alle dieselbe öde, nur auf's Praktische gerichtete Bauart. Die rechte Hälfte des kleinen einstöckigen Hauses enthielt die einzige Schulstube, die linke die Lehrerwohnung. Zur Straße zu kein Vorgarten mit Blumen, an der einen Seite des Hauses der kleine Turnplatz mit Barren und Kletterstange, hinter dem Hause Schweine- und Holzstall und hinter diesen an der Zufahrtsstraße zum Gutshof und einem Teil der Insthäuser der Garten mit großem Bienenhaus. Eine enge, unschöne, von nichts als ihrem Zweck bestimmte, mit einem Blick überschaubare Welt!

Die Welt des Herrn Lehrers Keil. Hier brachte er den 50 bis 55 Kindern der Instleute und einiger umliegender Bauernhöfe das A B C und die Grundlage der christlichen Religion bei, außerdem einen kurzen Abriß der preußischen Geschichte, die Geographie der Heimat, Deutschlands und der Welt — alles in lapidaren Zügen. Das ist leichter gesagt als getan. Erlebte man es, wie die Kinderschar, stämmige Gestalten alle, wenige mit blondem Haar, die meisten dunkel mit breiten stupsnäsigen Gesichtern, auf ihren Klotzkorken, ihren Pantoffeln mit dicker Holzsohle, den ziegelgepflasterten kurzen Gang durch das Schulhaus auf die Chaussee stürzten, um die Freiviertelstunde draußen umherzutoben, so begriff man, welch eine Aufgabe es sein mußte, in diesen Granit urschlächtiger Kraft Form zu bringen, einen Spalt einzumeißeln, durch den etwas von Geist eindringen konnte. Noch berechtigter schien der Zweifel an der Erfüllbarkeit dieser Arbeit, wenn der unter der Tür erschien, um ein paar Züge frischer Gottesluft zu schöpfen, dem diese Aufgabe oblag: Herr Lehrer Keil, eine kugelrunde kurze Gestalt mit rundem Kopf und Gesicht, in dem nichts Besonderes zu entdecken war. Der eine Inspektor des Gutes, ein junger geschniegelter Herr aus dem Reich, der sich schon allein durch diese Tatsache für etwas Höheres hielt, hatte den Herrn Lehrer „Pikollos" getauft. Und in der Tat, er schaute aus, wie vielleicht die alten Pruzzen sich ihren Pikollosgott primitiv aus Lehm geformt haben mochten. Die Gutsherrin aber, die nach dem Tode ihres Gatten das Gut mit Kraft und Geschick leitete und ihren Schullehrer kannte und hochschätzte, nannte ihn für sich den „Salzburger Pikollos", und sie genoß diese unmögliche Zusammenstellung mit heimlichem Lächeln.

Keil nämlich war Salzburger Abstammung, genau wie seine Gutsherrin auch. Aber während diese ein helles, deutsches Gesicht hatte, mag in die Familie des Lehrers während der 120 Jahre zwischen der Einwanderung der Salzburger und seiner Geburt ein fremder, starker Blutstropfen gekommen sein und ihm dieses pikollohafte Aussehen gegeben haben. Ostpreußen beherbergt als Kolonialland viele Blutmischungen.

Hatte die Schulglocke geläutet, war die Pause zu Ende, so saßen die Kindererdenklöße, in denen Keil den göttlichen Funken anfachen sollte, brav und gesittet in den Bänken und das Frage-und-Antwort-Spiel,

das Diktieren und Aufsagen setzte sich fort in vollkommener Ruhe, Ordnung und Gesammeltheit. Schwerlich wird Keil in den sechziger Jahren auf dem ostpreußischen Lehrerseminar, das er besucht hatte, mit dem Begriff der Individualität bekannt gemacht worden sein. Schwerlich wußte er, daß der Erzieher von der Individualität, die er frei wachsen lassen darf, jene trennen muß, die er beugen und lenken muß und daß jene die des Kopfes, diese die des Herzens, des Charakters ist. Das wird Keil nicht gewußt haben, aber er handelte als geborener Erzieher danach, und also wuchsen die frei und froh geborenen Kinderseelen, die ihm anvertraut waren, heran und nahmen zu an Alter, Weisheit und Liebe bei Gott und den Menschen.

Auch wir Gutskinder erfuhren die Erziehungs- und Lehrmethoden des Herrn Lehrers Keil. Er kam auf Bitten der Gutsherrin und lehrte uns die Grundlage aller Weisheit und zwar so gut, daß, als wir in der Stadt die Schule bezogen, wir durch unsere Rechtschreibung Triumphe feiern konnten. Wir wußten z. B., daß die Gans, dieser nahrhafteste aller Vögel, ihren Namen mit einem runden oder Schluß-s schreibt, während die neunmalklugen Stadtkinder ihr ein Sz odergar Tz anhängen wollten.

Keil kam zu unseren Stunden ins Haus, stets feierlich schwarz im Bratenrock, auf diese Weise dem Hause, sich und seiner Aufgabe die gebührende Ehre erweisend. Nach Schluß der Stunden wurde er oft eingeladen, auf der Veranda sich an einem Glase Limonade zu erfrischen, zu der wir in einem Eimer an langer Stange das eiskalte Wasser aus dem Brunnen auf der Pferdekoppel schöpften. Eine Zigarre machte ihn froh. Am frohesten aber war er, wenn er der Gutsherrin und uns aufhorchenden Kindern von seinen Bienen erzählen konnte, denn die Imkerei war seine Leidenschaft. Und gern sahen wir von ferne zu, wie er, noch pikollohafter aussehend durch die festschließende Schutzhaube, schwärmende Bienen einfing und sie neben den schon vorhandenen Völkern wohnhaft machte oder wie er die goldenen Honigwaben den Stöcken entnahm und den Honig schleuderte. Er erzählte Wunderdinge von der staatlichen Organisation seiner Bienen, von ihrer Klugheit und ihrem Fleiß. Die Gutsherrin erlaubte ihm jeden Herbst, wenn die honigspendenden Blumen rarer zu werden anfingen, sich ein Pferd vom Hof zu holen und sein Bienenhaus jeden Morgen in die nicht fern gelegene Heide zu fahren, die zum Gut gehörte und die um diese Zeit blühte, und des Abends seinen Schatz wieder zurückzufahren. Keil war der beste Imker des Kreises. Seine einzige Reise hatte er vor Jahren nach Gumbinnen gemacht zur Imkerausstellung, auf der er den ersten Preis bekommen hatte. Jetzt hing dieser unter Glas und Rahmen im Wohnzimmer des Lehrerhauses. Zur Zeit der Blüte belebten seine Bienen die Lindenbäume, die den Gutspark von der Chaussee trennten, und es wollte uns später scheinen, als ob nirgends in der Welt die Bienen so heimlich, so emsig, so vertraut den grüngoldenen Raum der Lindenbäume mit ihrem Brausen erfüllt hätten. Das Geschäft des Imkers verlangt eine seelische Atmosphäre der Ruhe, der Behäbigkeit und Besinnlichkeit, der herzlichen Liebe zum Kleinen, eben die Atmosphäre, die unsern Herrn Lehrer Keil umgab. Hinter der Besinnlichkeit aber barg sich die reife Erkenntnis und Ehrfurcht vor der Kraft, die hinter und in allem webt, alles ordnet, bewegt und erhält.

Keil lehrte seine wilden Rangen und uns das Kleine nah und genau und herzlich zu betrachten und erfüllte damit wieder, ohne es zu wissen, jene andere große Aufgabe des guten Erziehers, daß reine, wahre Menschenweisheit auf dem Grunde der Kenntnis der nächsten Verhältnisse und aus der Fähigkeit, die nächsten Angelegenheiten richtig zu behandeln, erwächst und ruht. „Nur so zerstören wir nicht unsere innere Kraft", sagte er einmal, als er uns, da wir, älter geworden, ein Herbarium anlegten, die einzelnen Blumen erklärte und zerlegen half.

Aber Herr Lehrer Keil konnte auch sehr streng und sehr ernst werden, wenn es nötig war. Bei einem der Instleute lebte ein Mann, nicht mehr jung, der schielte, und dessen Beine so unglückselig eingerenkt waren, daß er nur mit schlingern-

den Bewegungen sich weiterrollen konnte. Er war der Gegenstand des Spottes und des Gelächters der Jungen, und auch wir lachten hinter ihm her. Bei dieser Roheit ertappte uns alle einmal Herr Lehrer Keil. Wie ein Blitz war der kleine dicke Mann bei den Übeltätern. Besser sitzende und mehr verdiente Ohrfeigen hat es nie gegeben. Uns, die wir jenseits des Stacheldrahtes im Gutsgarten in Sicherheit standen, konnte er so schnell tätlich nicht bestrafen, aber er kam sofort in den Garten und hielt uns, sehr ernst und stark, eine kleine kurze Rede mit dem Erfolg, daß wir nie mehr den armen Krüppel verlachten und wohl nie wieder und nirgends diese Rede vergessen haben werden.

Auf der Höhe seiner menschlichen Freiheit und Wärme aber war Herr Lehrer Keil bei dem sommerlichen Schulfest und bei der Weihnachtsfeier.

Hatten die jungen Arbeiter des Gutes ihr Johannisfest gefeiert, so kamen die Kinder heran mit einem Waldausflug. Auf laub- und blumengeschmückten Leiterwagen mit 5 bis 6 mit Decken belegten Strohpolstern und vierspännig, so fuhr der Herr Lehrer mit seiner Kinderschar in den Wald auf eine große Waldwiese, die geschaffen zum Umhertummeln, zum Sacklaufen und allerhand Spielen war. Die Mädchen in ihren steif gestärkten bunten Sommerkleidern waren sehr eitel auf die Kränze, die sie im Haar trugen, und die niemand anders als die Gutsherrin ihnen geflochten hatte — das war Ehrensache — die Jungen ehrgeizig, wer am besten Sacklaufen konnte. Und Herr Lehrer Keil, der kleine dicke Pikollos, lief mit, schwitzte wie ein Bär und war vergnügt mit seinen Kindern, selber ein Kind. Etwaige noch vorhandene Scheu war abgelegt und, wenn gegen 6 Uhr die Kinder, ermüdet und glücklich, auf den Gutshof zurückgefahren worden waren und nun im großen Saal an langen Tafeln saßen, Limonade, Kaffee oder Milch tranken und Berge von Kuchen aßen, war der Höhepunkt der Seligkeit erreicht. Der zweistimmige Gesang von „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ und andere Lieder, die Keil sorgfältig eingeübt hatte, beschlossen feierlich und würdig diesen Tag, auf den die Kinder sich den ganzen Sommer über freuten, und für den sie sich bei der Gutsherrin mit Bücklingen und Knicksen bedankten. Beim Herrn Lehrer bedankten sie sich nicht besonders, aber ich glaube, daß sie die Erinnerung an diese Sommerschulfeste im Walde durch ihr Leben begleitet haben wird.

Mit diesem Fest konkurrierte nur noch das Weihnachtsfest. Keil war dabei eine Hauptperson. Zuallererst lag es ihm ob, ein Verzeichnis aller Kinder im Gutshaus abzuliefern mit Angabe ihrer Geburtsdaten, damit jedes Kind durch passende Geschenke erfreut werden konnte. In der Schule begann eifrigstes Lernen und Singen von Weihnachtsliedern; die Weihnachtsgeschichte und weihnachtliche Zwiegespräche wurden einstudiert und Aufsätze verfaßt. Der beste, schön abgeschrieben, durfte am Weihnachtstage als höchste Auszeichnung der Gutsherrin überreicht werden.

Während Lehrer und Kinder in den letzten Wochen vor Weihnachten in dieser Weise sich für die Feier vorbereiteten, nähten die Frauen der Gutsfamilie mit der Mamsell aus Uniformen und sonstigen guten alten Sachen — und wie „durabel“ waren nicht die alten Sachen! — Jacken für die Jungen. Die Uniformknöpfe, damals aus reinem Messing, waren schönster Schmuck und sehr begehrt. Die Mädchen bekamen Schürzen und Zopfbänder, alle Kinder Hefte, Bleistifte, Tafeln, die ganz Kleinen Spielsachen, die Ältesten Bücher.

Dann begann das Backen, was für 80 bis 90 Menschen, alle mit dem Gutshof Verbundenen, eine nicht geringe, aber gern geleistete Arbeit war. Waschkörbe voll Zuckersternen mit buntem Streuzucker darauf, Honigkuchen und Pfeffernüsse, Zentner von Äpfeln und Nüssen und viele Pfunde von Bonbons wurden für die bunten Teller verbraucht. Jeder bekam seinen Teller.

Der Heilige Abend war da. In der einen Ecke des sehr langen Eßsaales stand der Baum, eine herrlich gewachsene Tanne, die bis zur Decke reichte, bunt geschmückt und mit einem Stern auf der

Spitze. Eine lange weiß gedeckte Tafel zog sich durch den ganzen Raum, auf ihr die bunten Teller und die Geschenke, hübsch aufgebaut — ein fröhlicher Anblick. Um 12 Uhr begannen die Gutsfrau und ihre Helferinnen mit der Arbeit des Aufbauens, dabei Kaffee trinkend und von den frischen Kuchen essend, deren Duft das ganze Haus erfüllte. Um 3½ Uhr wurde zur Kirche in die kleine Stadt gefahren. Unterdessen hatten sich die Kinder, festtäglich angekleidet, in der Schule versammelt. Wenn dann der Schlitten angeklingelt kam, hörten wir schon von weitem ihr Geschrei: „Se kömmt, se kömmt". Schlitten und Laufende kamen fast zugleich vor dem Hause an.

Noch jetzt glauben wir, den Duft der Pfefferkuchen und Äpfel einzuatmen, der uns beim Eintritt in das Weihnachtszimmehr empfing, noch jetzt können wir die beglückte Stimmung in uns wachrufen, daß so vielen reine Freude geschenkt werden konnte. Schnell wurden die Lichter am Baum angezündet. Und nun zog Herr Lehrer Keil mit seiner Schar ein, er im Bratenrock an der Spitze, die Kinder paarweise hinterher. Das Weihnachtslied wurde gesungen, die Weihnachtsgeschichte aufgesagt, die Zwiegespräche der Hirten, der Heiligen Drei Könige, von kindlichen Stimmen, jede Silbe getrennt gleichmäßig betonend, ernsthaft gesprochen, weckten gesammelte, andächtige Gefühle. Herr Lehrer Keil, halb Gluckhenne, die ihre Küchlein umsorgt, halb Feldherr, der seine Truppen befehligt, heiß vor Aufregung, Freude, Kerzenschimmer und Ofenwärme, hell bestrahlt vom lichterglänzenden Baum, war ein Bild rührender Häßlichkeit, Angespanntheit und Liebe. Und hatten die Kinder, rot vor Eifer und Glück und Erwartung, ihren Teil des Festes dargebracht, dann hielt Herr Lehrer Keil in seinem noch breiteren, natangischen Dialekt eine Ansprache: Dank an Gott, Dank an die Gutsherrin und mahnender Ausblick für die Kinder.

Dann durften diese ihre Plätze suchen, ihre Geschenke besehen und schließlich einpacken. Strahlend und ungeduldig, alles nach Hause zu bringen, zogen sie ab, nicht ohne daß jedes von ihnen staunend und entzückt sich in den beiden großen Spiegeln des Zimmers einen Augenblick bewundert hatte. An der Schwelle der Tür stand die Gutsherrin, gab jedem Kinde die Hand und empfing von jedem einen dankbaren Handkuß.

Ohne die Mithilfe Keils, ohne seine liebevoll ausgesuchten und eingeübten Lieder, Geschichten, Gedichte hätte die Feier nicht den gehobenen Charakter gehabt, wäre sie eine Art von Abfütterung mit Kuchen und Geschenken gewesen. Daß die Kinder an allem teilnahmen, machte den Reiz der Feier aus und zeigte aufs neue, wie Herr Lehrer Keil das Richtige empfunden und danach gehandelt hatte, daß nämlich die Steigerung und Ausbildung des Menschentums für den einzelnen, für jede Gemeinschaft, für das ganze Volk und die Nation der eigentliche Wert ist, um den es sich bei allem, im Auf und Ab der Geschichte handelt.

Wär' ich gestorben...

Wär' ich gestorben,
wär ich ein feiner Mann.
Man rühmte mich. Vielleicht.
Aber da ich noch lebe,
hau'n sie mit Knüppeln auf mir herum
und dreschen mich krumm.

Doch ich schlage zurück
zu meinem Glück
und denke: Wart',
Jetzt werdet ihr krumm und ich
beim Hauen wieder grad!

Michael Grosse

Regimentskommandeur

Um fünf Uhr fünfzehn geht es los,
da brennt es aus allen Rohren.
Um fünf Uhr dreißig erfolgt der Stoß,
da ist der Angriff geboren.

Dann stürmt mein braves Regiment —
sind alle meine Söhne.
Das Uhrwerk tickt, mein Herz bekennt:
Ich klopfe nicht, ich stöhne.

Wie meine Söhne vorwärts gehn,
aufschreien, fallen, springen.
Verflucht — nun bleibt der Angriff stehn!
Befehl: Sie müssen es zwingen.

Ihr Männer kennt mich ganz genau,
ihr wißt mich an eurer Seite;
bin euer Vater. Für euch wurde ich grau,
Bauer im reifen Getreide.

Ich straffe den Arm und lade auf
des Kornfelds goldene Bürde.
Und während die Ernte nimmt ihren Lauf,
das Schwert von neuem ich gürte.

Chr. Gutenberg

Er schaute ruhig nach Freund und Feind...

In der Schlacht, nach der die Feldherren mir, dem Platon, den Preis der Tapferkeit erkannten, hat mich Sokrates alleine gerettet. Da ich verwundet war, wollte er mich nicht im Stich lassen, sondern brachte mich und meine Waffen in Sicherheit. Ich habe damals die Feldherren aufgefordert, dem Sokrates den Preis zu erteilen. Als die Feldherren nun mit Rücksicht auf meine hohe Abstammung den Preis der Tapferkeit doch mir erteilen wollten, war Sokrates persönlich darum bemüht, daß ich ihn erhalte und nicht er.

Wie wert war es aber auch, Sokrates zu sehen, als sich das Heer in der Schlacht von Delion auf der Flucht befand. Ich war damals zu Pferde, er zu Fuß. Sokrates legte den Weg zurück, schnell einherstolzierend und die Augen um sich werfend, indem er ruhig nach Freund und Feind schaute. Ein jeder sah es ihm schon von weitem an, daß er sich tapfer verteidigen würde, wenn ihn jemand angriffe. Deshalb zog er unangefochten seines Weges; denn Leute in solcher Haltung werden im Kriege kaum angegriffen, sondern vielmehr die, die Hals über Kopf davonlaufen.

Platon
(+ 347 vor der Ztr.)

Schema und lebendiges Bauen

VON PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

Wie bei allen technischen Berufen gehen auch in der Baukunst zwei Arbeitsmethoden nebeneinander her, die beide ihre Berechtigung haben, von denen aber keine für sich allein bestehen kann, sondern die in ständiger Wechselwirkung sich ergänzen und fördern müssen. Die eine ist die handwerklich-künstlerische, die aus dem unmittelbaren Schaffen selbst hervorgeht und auf der Überlieferung aufbaut. Sie bildet die eigentliche lebensgesetzliche Grundlage dieser weitgespannten menschlichen Tätigkeit. Sie tritt unmittelbar an die Einzelaufgabe heran und löst sie auf intuitivem Wege, wie es der Art des Künstlers entspricht, wobei die Unsumme von Erfahrungen oft nur ganz im Unbewußten mitschwingt. Das ist die künstlerische Methode, nach der allein eine echte Baukunst wachsen und gedeihen kann. Die andere ist die wissenschaftliche. Denn die Baukunst berührt auf vielen Gebieten wissenschaftliche Aufgaben, mit denen auch der Architekt sich bis zu einem gewissen Grade vertraut machen muß. Aber sie darf nur beratend und fördernd mit einhergehen und die Führung nicht an sich reißen, wenn damit nicht der ganze Begriff der B a u k u n s t sich derartig verschieben soll, daß sie aufhört zu sein. Denn die Wissenschaft ist nun einmal ihrer Natur nach nicht dazu da noch dazu befähigt, künstlerisch zu gestalten, sondern ihre Aufgabe ist, zu beobachten und Erkenntnisse festzulegen. So geschah es denn auch auf dem Gebiete des Bauens, daß die rein wissenschaftliche Arbeitsweise gewisse Einsichten und Beobachtungen sammelte und der Baukunst zur Verwendung anbot. Da sie aber ihrer Natur nach nicht selbst gestalten kann und soll, formt sich dieses Angebot in der Art eines Schemas, das das Wesen der Beobachtungen und der von ihr abgeleiteten Idee auf den einfachsten Nenner bringt. Wenn man dem jungen Medizinstudenten einen Begriff von dem Wesen und Wirken der Herztätigkeit geben will, so baut man in Gestalt eines einfachen Apparates aus gläsernen Röhren und einer Pumpe das Schema der Herztätigkeit auf, aus dem mit einem Blick zu erkennen ist, wie das Blut über Arterien und Venen seinen Weg durch den Körper nimmt und zum Herzen zurückkehrt. Es ist klar, daß ein solches Schema das bequemste Hilfsmittel zum Begreifen des Vorganges ist, daß es indessen einem Herzkranken wenig helfen würde, wenn man ihm einen solchen Apparat schenkte, anstatt den Arzt als Heilkünstler zu rufen. Ganz ähnlich, wenn auch mit dem Abstand, den jeder Vergleich nötig macht, verhält es sich mit der Baukunst. Nun ist die Baukunst die Kunst, die am meisten von Ergebnissen der Technik und Wissenschaft Gebrauch machen konnte. Dies gilt besonders auf ihrem Nebengebiet, der sogenannten Ingenieur-Baukunst, während die Bedeutung der Wissenschaft im Wohnbau und der eigentlichen Monumentalbaukunst nur sehr beschränkt ist. Von der Wissenschaft ist jedoch die Arbeitsmethode beim Ausarbeiten schematischer Bauformen übernommen worden. Besonders beim Städtebau wurden umfangreiche Schemata ausgearbeitet, die die Bewältigung gewisser Sonderaufgaben klären und erleichtern sollten. Da gibt es schematische Arbeiten über die Anordnung von Stadtkern zu den Stadtringen oder zu Trabantenstädten, über den Verkehr auf Straßen oder Schienenwegen, Kanalisation, Stromversorgung und die Verteilung der einzelnen Betriebe oder Verkaufsstätten über das gesamte Stadtgebiet. Auch die Anordnung der Straßen und der durch sie begrenzten Baublocks wurde im Schema sehr geübt, wobei man oft genug über das schachbrettartige Netz nicht hinauskam, wie es auch in zahlreichen Städten, besonders in Amerika, tatsächlich zugrunde gelegt wurde.

Es war und bleibt ein großer Irrtum, wenn wissenschaftlich arbeitende Köpfe annehmen, sie könnten mit ihren Methoden die

intuitiv arbeitenden künstlerischen Kräfte verdrängen oder ersetzen; denn was sie dabei auszuarbeiten vermögen, sind immer nur Schemata, die bei rein technischen Aufgaben mehr oder minder zu Rate gezogen werden können. Sie müssen aber völlig versagen, wenn sie den Anspruch erheben, direkt als Vorlagen zu dienen oder gar auch auf dem Gebiet der eigentlichen Baukunst die Führung zu übernehmen. Wie verheerend die Auswirkung davon ist, erweist die Betrachtung unzähliger neuer Stadtgründungen, wie wir sie nicht allein in Amerika, sondern auch in Deutschland genugsam beobachten können. Das Rechteckschema der Baublocks ist eben nur die erste Ausgangsform, die sich auf Grund des begrifflichen Denkens des Menschen ergibt. Eine Stadt ist aber nicht das Ergebnis einfachster geometrischer Grundformen, sondern sie baut sich auf einer Unzahl von Bedingungen auf, die nicht allein in den Gegebenheiten des jeweiligen Geländes, sondern auch in den geistigen Bedürfnissen des Menschen selbst begründet sind. Das bloße Rechteckschema der Straßenanordnung setzt zunächst ein völlig ebenes Gelände voraus, in dem jede Schwellung oder gar Hänge fehlen. Aber nicht allein die Bodengestalt schreibt die Gesetze vor, sondern auch all die andern Gegebenheiten der Natur, wie Trockenbette, Bach- oder Flußläufe, die Ufer von Seen, oder Meer, sowie die Beschaffenheit des Bodens selbst. Wir treffen so oft auf die verheerenden Folgen der so mißverstandenen Methode beim Bauen, die das, was sie in der Natur antrifft und was sich nicht biegen läßt, zum Brechen bringen möchte. Da werden mit ungeheuren Kosten unebene Gelände planiert, um das Langweiligste der Welt, die völlige Ebene, künstlich zu erzeugen, anstatt mit künstlerischem Spürsinn dem ausdrucksvollen Gesicht der Bodenbewegung zu folgen und sie mit baulichen Mitteln verstärkt zum Ausdruck zu bringen. Auch die Wasserläufe sind nicht dazu da, um sie durch unterirdische Kanalisierung davon abzuhalten, das geometrische Schema zu stören, sondern ein künstlerisch gestaltender Wille begrüßt und benutzt sie, um Leben in die Gesamtform zu bringen. Auch der Boden selbst darf nicht mit dem Reißbrett verwechselt werden, auf dem das Papier wahrscheinlich überall von gleicher Beschaffenheit ist. Der Boden ist es jedenfalls durchaus nicht; denn es gibt tragfähigen und nichttragfähigen Boden, auf dem ein Bauen nur mit sehr umständlichen und kostspieligen Hilfskonstruktionen vorgenommen werden kann. Eine umsichtige und lebendige Stadtplanung wird daher von vornherein ihre Maßnahmen nach solchen Bodenuntersuchungen treffen und Orte mit schlechter Tragfähigkeit des Bodens Zwecken zuweisen, für die diese Eigenschaft belanglos ist. Sie wird auch die Beschaffenheit des Bodens berücksichtigen und nach Möglichkeit nicht Gelände mit hervorragender Fruchtbarkeit mit Geschäftshäusern oder Fabriken überbauen und Gelände mit sehr schlechtem Boden dem offenen Wohnungsbau, Garten oder Parks zuweisen. Geht eine Stadtplanung von allen diesen natürlichen Gegebenheiten aus, so wird der Planverfertiger bald einsehen, wie rasch sein vorgefaßtes Quadrat oder Rechtecknetz völlig in die Brüche geht. Die Beobachtung und Berücksichtigung all dieser naturgegebenen Bedingungen bedeuten nun aber in keiner Weise etwa unerwünschte Beeinträchtigung oder Beschränkung des Planers, sondern ganz im Gegenteil seine beste Hilfe, um wirklich einen lebendigen Stadtkörper hervorzubringen. Denn das echte Bauwerk will ja nicht die Mutter Erde, aus der es sich erhebt, verdrängen oder verleugnen, sondern ganz im Gegenteil die Besonderheiten dieser Erdoberfläche betonen, hervorheben, steigern und bekrönen. Es ist ein alter Satz des Städtebaues: Wenn man eine Anhöhe in die Bebauung einbeziehen soll, so setzt man nicht hohe Gebäude an den Fuß der Anhöhe und niedrige auf den Gipfel, wodurch der Höhenunterschied im Gelände ausgeglichen wäre, sondern ganz im Gegenteil, die hohen Gebäude auf den Rand des Abhangs und die niederen an seinen Fuß, wodurch die in der Natur des Geländes liegende Idee durch die Kunst des Menschen verstärkt zum Ausdruck gebracht wird, anstatt sie einfach wegzuhobeln. Solche Fehler werden meist von Menschen gemacht, die nur

rechnen, aber nicht sehen können. Auch diese nur rechnenden Begabungen haben ein Wirkungsfeld, auf dem sie unersetzlich sind. Aber Baukunst und Städtebau dürfen nicht Gegenstand einer Ausrechnung werden und können nicht allein auf dem Reißbrett entstehen, sondern die Gestaltung der Idee kann nur im Gelände selbst oder, was hier dasselbe bedeutet, vor der klaren plastischen Vorstellung desselben vor sich gehen. Alles Arbeiten mit Baublockschemata bleibt verlorene Liebesmüh oder muß zu Anlagen führen, vor denen uns ein gütiges Geschick behüten möge. Das Kleben an solchen rein schematischen Papierplänen läßt nicht nur ein unlebendiges Stadtgebilde entstehen, sondern es bringt auch eine Unzahl von Unzweckmäßigkeiten aller Art mit sich. Schon rein verkehrstechnisch ergeben sich unnütz lange Wege, wenn man bei lauter Rechteckblocks immer die beiden Kathetenlängen ablaufen muß, weil es keine Hypotenusenverbindungen gibt. Solche Überraschungen haben bei einigen amerikanischen Riesenstädten dazu geführt, nachträglich Diagonalstraßen quer durch die ganze Stadt durchzubrechen. Daß die dadurch entstehenden Dreieckblocks nicht gerade zur Schönheit des Stadtbildes beitrugen, merkte man wohl erst hinterher. Man kann eben nicht Schemata bauen, sondern sie bleiben im besten Falle Übungsobjekte, um sich an ihnen die Grundbedingungen gewisser Funktionen klarzumachen. Das echte Leben sieht ganz anders aus, und wir können es kennenlernen auf den Plänen alter, wirklich gewachsener Städte, in denen die Verkehrsadern nicht dem Geometriebuch entnommen worden sind, sondern aus den Gegebenheiten des Bodens und aller natürlichen Bedingungen der Umgebung herauswuchsen. Das bedeutet etwas ganz anderes als etwa eine künstlich erzwungene Vermeidung strenger Formen, wie sie sich manchmal in einer mißverstandenen Malerischmachung kundtut. Als große Lehrmeisterin des Lebens kann uns immer am besten der menschliche Körper dienen. In seiner Anordnung und seinem Aufbau ist den verschiedenartigsten Forderungen, die alle nebeneinander bestehen, zu ihrem Recht kommen, in vorbildlicher Weise Rechnung getragen. Knochen und Muskeln, Bänder und Sehnen, Adern und Nerven treten hier zu einer Einheit zusammen, die reibungslos nebeneinander arbeiten und alle Erfordernisse des Lebens erfüllen. Auch bei ihm würden die allgemeinen Begriffserkenntnisse gelten, daß die gerade Linie die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten sei. Aber die Weisheit der Natur macht nicht Gebrauch von einer einzelnen Erkenntnis allein, sondern wird unzähligen Bedingungen und Anforderungen nebeneinander gerecht, wodurch ein kunstvoll verschlungenes Netz entsteht, das jedoch für den, der hineinzuschauen vermag, von einer meisterhaften Ausgeglichenheit ist und nirgends sich auf Formen stürzt, deren Fläche oder Schnitte sich auf die einfachste Grundform wie Dreiecke oder Vierecke zurückführen lassen. Wie jedes Bild darf auch dieses nicht zu Tode geritten werden, aber es mag uns zeigen, daß ein so vielseitiger Organismus, wie es ein Stadtkörper ist, ebenfalls nicht einseitig auf einzelne Funktionen, sondern nur auf deren Gesamtheit aufgebaut werden kann. Zu diesen Funktionen gehört nicht als Unwichtigstes auch das geistige Erfassen des Stadtbildes als plastische Erscheinung. Ein solches wird bei einer sich ständig wiederholenden Vielheit rechteckiger Baublocks zur völligen Unmöglichkeit, was sich auch in der dem Schema entliehenen Methode der Ortszurechtweisung durch Zahlen und alphabetische Buchstabenreihen widerspiegelt. In solchen Maßnahmen und Formen drückt sich der Wille zum Massen- und Einheitsmenschen aus, der sich schließlich selbst nur noch als eine Nummer unter Nummern fühlt. Wie sehr dem Deutschen ein solches Zielbild fremd und feindlich sein muß, sollte uns gerade jetzt in Zeiten des Ansturms der Sowjets und Amerikaner klarwerden.

Daß die rein schematische Lösung von Bauaufgaben eine tatsächliche Gefahr bedeutet, davon konnte ich mich in den letzten Jahren an Hand mancher Planungen überzeugen. Überraschend viele solcher Planungen waren nur auf eine rein geometrische Lösung der Aufgabe gerichtet

und über ein Gebäude gestülpt, dessen Besonderheiten nicht berücksichtigt, sondern das durch die Reißbrettidee vergewaltigt wurde.

Grundsätzlich das gleiche gilt vom Hausbau selbst, dem durch die Verwüstungen Deutschlands eine ganz besondere Wichtigkeit und Dringlichkeit zukommt und über den in letzter Zeit manche Berufene und Unberufene sich ausließen. Die Notwendigkeit, so rasch wie möglich für sehr beträchtliche Mengen von Volksgenossen neuen Wohnraum zu schaffen, drängt zu Maßnahmen, die in diesem Umfang bisher unbekannt waren. Das deutsche Volk steht vor der Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten. Die eine besteht darin, zunächst überall Behelfsbauten zu errichten und in ihnen auszuharren, bis die endgültigen Bauten zum Bezuge fertig werden, was natürlich seine Zeit braucht. Oder an diese endgültigen Bauten sofort dranzugehen und sie mit jeder irgendwie möglichen Beschleunigung aus dem Boden zu stampfen. In letzterem Falle liegt natürlich die Gefahr sehr nahe, daß diese Städte, die dann doch das endgültige Gepräge Deutschlands für Jahrhunderte zeigen sollen, als einförmige Massenerzeugnisse ein Gesicht tragen werden, aus dem nichts als Öde und Seelenlosigkeit spricht. Es gibt zwar sehr viele, die sich selbst an den Vorstellungen von völlig neuen Baumethoden und Möglichkeiten berauschen, die an Zeiten gemahnen, wo alle diese Probleme des Massenwohnhausbaues auf Fluten von Papier immer von neuem ausgebreitet wurden, in Wirklichkeit aber mit einem großen Fiasko endeten. Nun hören wir heute hie und da ähnliche Töne, die wieder manches recht Unausgegorene zum Ausdruck bringen. Die einen meinen, man könne sich im Zeitalter der Luftbombenkriege nur retten, wenn man nicht allein die ganzen Häuser, sondern auch den gesamten Inhalt und das Gerät aus unverbrennbaren Stoffen herstellt und unsere gesamte Kultur des Sichtbaren daraufhin. Man vergißt dabei die Kleinigkeit, daß in einem solchen Falle der Gegner von der Brandwirkung auf eine erhöhte Sprengwirkung übergehen würde, die die gesamten unverbrennbaren Häuser und deren Inhalt in die Luft bliesen. Will man die Verewigung des Luftkrieges voraussetzen, so bliebe folgerichtig gedacht nur die Verlegung unserer Wohn- und Arbeitsstätten ins Innere der Erde übrig, d. h. wir müßten Höhlenbewohner werden. Die Weiterverfolgung dieses Gedankens zeigt bald seine Absurdität. Auch ließe sich die Kluft zwischen dem alten Dasein, das doch immer noch die weit überwiegende Menge des Bestehenden umfaßt, und dem neuen Dasein gar nicht überbrücken. Auf Hintertürchen schleicht sich dann der Vorschlag des dachlosen Hauses, der von 1921 bis 1932 erfolglos durchgeprobt wurde, wieder ein. Wir haben doch nun in unserm Klima hinreichend die Erfahrung gemacht, daß die Herstellung einer waagerechten Plattform als Hausabdeckung nach oben zu zwar technisch möglich, aber ganz unverhältnismäßig viel kostspieliger und umständlicher ist als die viel näher liegende Idee, einen Regenschirm in Form eines schrägen Daches über dem Hauskörper aufzustellen, an dem die Wasser von selbst ablaufen. Man darf die Dringlichkeit der Errichtung von Wohnstätten sicher nicht überschätzen; denn von ihrem Vorhandensein wird es abhängen, ob das deutsche Volk Platz hat, seine Wiegen aufzustellen und davon wieder, ob es überhaupt als Volk bestehen wird. Es ist also wohl die wichtigste Frage, die nach dem Kriege an uns herantritt. Andererseits dürfte aber wohl niemand die Wichtigkeit der Frage unterschätzen, in welcher Art von Häusern das deutsche Volk künftig wohnen wird, die es als Frucht des größten Krieges, den es je um seine Freiheit führte, sich errichten will. Denn wir haben gelernt, aus dem Ausdruck der Häuser nicht allein auf die Erscheinung, sondern auch auf die Seele seiner Bewohner zu schließen. Deswegen müssen diese Häuser auch Vorbild für alle späteren Zeiten werden, und es dürfen nicht Universal-Wohnkoffer sein, die im Großdeutschen Reich von Nord bis Süd, von Ost bis West sich so gleich sind, daß man sie nur noch an der Nummer unterscheiden kann. Der Deutsche germanischer Art sehnt sich nach seinem Hause, das den Eigenarten seiner Heimat und seines



Ikarus



Karl Rössing

Gebirgslandschaft am Wolfgangsee



Vignette aus einer Mappe „Deutscher Bauernkrieg"

Karl Rössing

Tierfabel



Karl Rössing

Der Traunsee

Stammes Rechnung trägt und ihn so anblickt, daß er es lieben kann. Denn ein jedes Haus hat sein Gesicht, und das Gesicht dieses neuen deutschen Hauses darf nicht einer Larve gleichen, die uns aus leeren Augenhöhlen anblickt, sondern eine Seele muß aus ihm herausschauen. Selbst eine gute technische Einrichtung des Innern könnte keinen Ersatz bieten.

Es ist anzunehmen, daß manche Großunternehmer sich heute schon umfassende Pläne gemacht haben, wie dieses gewaltige Aufbauwerk einzurichten sei und sich technisch und organisatorisch darauf vorbereiten. Möge ein gutes Schicksal es fügen, daß dieses Aufbauwerk in echten deutschen Städten endet, die in jeder Hinsicht, nicht allein in den Bedürfnissen der Wasser- und Stromversorgung, den deutschen Menschen beglücken und ein Gehäuse echten deutschen Lebens werden und nicht bloß die Übersetzung eines seelenlosen Schemas in Stein, Zement und Eisen.

Schneelied

Es schneit in der Nacht
du weißt es nicht.
Dein Haus schneit zu,
dein Schlaf, dein Traum.
Und morgens, wenn du aufgewacht,
ist nichts als diese weiße Ruh,
kein Weg, kein Grab, kein Baum.

Du schweigst, das Leise wird zu laut,
und lauter wird die Uhr.
Ist das der Tag, dem du vertraut?
Kein Morgen blaut,
nicht dort, nicht hier.
Aber von mir zu dir
geht durch den Schnee eine Spur.

Bernhard Berg

Anrufung

Schaust du mich an,
bin ich dein Knecht.
Aber zum Manne
als Herr dir recht.

Sinkst du in Leid,
trage ich Schuld.
Weib, allezeit
übst du Geduld.

Vor Gottes Thron —
in Teufels Glut —
bin ich dein Sohn,
bist du mein Blut.

Chr. Gutenberg

Entschiedenheit

VON JOSEF PONTEN

(AUS DEM NACHLASS)

„Im Grunde“! Das Wort sagt viel. „Im Grunde“ nämlich bejahen oder verneinen wir die Hälfte des zu Verneinenden oder zu Bejahenden, dort nämlich wo wir im Behaupten unsicher werden. Aber wir haben eingesehen, daß es mit der logischen Gerechtigkeit nicht immer geht, daß wir in Gottes Namen oft auch die Ungerechtigkeit des Willens wagen müssen. Entschiedenheit ist auch im „Ästhetischen“, sofern es irgendeinen Wert hat. Sie ist in aller Gestalt. Gestalt lehnt nicht nur Ungestalt, sondern auch Andersgestalt ab. Das Leben und jede Gestalt müssen Mut zu sich selbst haben, Mut ein anderes zu verneinen und auch zu bekämpfen. Es gibt eine Ungerechtigkeit des Selbstbehauptens, und es gibt eine Gerechtigkeit bis zum Selbstaufgeben. Jene rührt auf ihrem Flügel an das Leben, diese an den Tod. Es war nichts Unedles, was die Verteidiger der allumfassenden Gerechtigkeit bewegte, aber es war etwas Gefährliches. Wir wollen nicht versuchen zu leugnen, daß alle mehr oder weniger vom Glanzbild der Gerechtigkeit um ihrer selbst willen geblendet waren, aber es rieb sich doch der und jener früher oder später die Augen und erkannte ferner oder näher einen Abgrund, auf den man von Licht blind zuschritt. Ich möchte glauben, daß dies das Wesentliche sei. Wenn Geschehen der Tage und Geist der Zeit mit e i n e m Kennwort zu versehen ist, so möchte ich glauben, daß es heiße: E n t s c h i e d e n h e i t. Man m u ß sich entscheiden, wir haben, schneller oder langsamer, g e l e r n t, uns zu entscheiden, namentlich wir vom mittleren Alter, die wir n o c h im allgerechten Geist einer allduldenden und alles zulassenden Zeit eines angeblichen Regel- und Dauerzustandes von Reichtum, Glück und Frieden, der aber nur Ausnahme und vorübergehend war, unsere Jugend verlebten, aber auch n o c h von dem großen Ereignis des Krieges so erfaßt wurden, daß er uns noch die Waffen in die Hände drückte. Es ist nicht so, als ob die an sich mindere Menschen seien, die im Verhältnis zu einem Stichtag früher, und die anderen ohne weiteres bessere, die später geboren wurden. Für das Reifen einer Frucht sind alle Jahreszeiten gleich wichtig. Auch die deutsche Geschichte ist wie ihre Landschaft jahreszeitenreich. Wir wissen auch, daß in keiner irdischen Landschaft, also auch in keiner geistigen, eine Jahreszeit zu früh kommen darf, die „Natur“ ist nicht darauf eingerichtet. Aber in jeder Jahreszeit wird auch die kommende schon vorbereitet — wer wollte leugnen, daß zum Frühling auch die bereits im Herbst angesetzten Knospen der Bäume gehören, die noch wohlweislich und vorsorglich verschlossen sind, um winterhart noch eine gefährliche Zwischenzeit überstehen zu können. Jahreszeitenanfang fällt, wie nichts in der Natur, mit einer Zahl zusammen, und man starre nicht zu sehr in den Kalender. Jeder Landmann weiß, daß es zwei Kalender gibt, den sogenannten astronomischen und den jahreszeitlichen; jener arbeitet haargenau, hat aber für den Bauer weit weniger zu bedeuten als dieser, der mit der Launenhaftigkeit des Lebens auftritt, freigebig tut oder sich versagt. Wir sollen und wir wollen entschieden sein, aber wir müssen uns auch bescheiden mit der festen Weltinselplatte der Natur im größten Maße; draußen und drum herum flutet der uferlose Okeanos des Gedankens. Allzulange hat der Geist auf ihm geschifft, und er ist „heim“gekommen.

Ein Blick auf

Mittelalterliche Geschichtschreiber

VON PAUL KIRN

Die Weltgeschichte ist niemals abgeschlossen, und darum ist auch der Teil von ihr, den wir heute übersehen, nicht so vollkommen geistig durchdrungen, daß das Urteil über historische Gestalten für alle Zeiten abschließend festgelegt werden könnte. Nicht von einer in diesem Sinne abschließenden Würdigung soll hier die Rede sein, sondern von dem stereotypen Schlußsatz, mit dem einzelne Geschichtschreiber des Mittelalters die Würdigung einer bestimmten Persönlichkeit abzuschließen pflegen.

Aus zehn Beispielen, die mir schon bei flüchtigem Suchen in die Hände fielen, seien drei hier angeführt. Der deutsche König Konrad I. starb 918 nach siebenjähriger, an Erfolgen armer Regierung. Am stärksten blieb von seinen Taten im Gedächtnis der Nachwelt der Auftrag haften, den er sterbend seinem Bruder Eberhard gab: die könglichen Abzeichen dem Sachsenherzog Heinrich zu überbringen, damit dieser mit besserem Glück das Reich der Deutschen fortan regiere. Von diesem Konrad sagt der lombardische Geschichtsschreiber Liudprand von Cremona: „Hätte nicht der bleiche Tod, der mit gleichem Fuße der Armen Hütten und der Könige Paläste tritt (ein Zitat aus den Oden des Horaz), König Konrad so eilig dahingerafft, so wäre er der Mann gewesen, über viele Nationen der Welt zu gebieten."

Über Ludwig VI. von Frankreich schreibt sein Biograph, der Abt Suger von St. Denis: „Von solcher Erfahrung und solcher Energie war noch der Sechzigjährige, daß er, hätte ihn nicht ständig das Gewicht seines feisten Körpers behindert, schlechthin jeden Feind überwunden und unter seine Füße getreten hatte. Daher klagte er oft seufzend seinen Vertrauten: Welch unglückseliger Zustand, der uns Erfahrung und Können zugleich kaum oder nie vergönnt! Denn wäre in jungen Jahren die Erfahrung mein eigen gewesen oder jetzt das Können, so hätte ich viele Königsreiche nachhaltig bezwungen." Mit diesem Könige — er trägt eben wegen seiner Körperfülle den Beinamen der Dicke — setzt der fast ununterbrochene Aufstieg des französischen Königstums ein. Er starb am 1. August 1137. Über seinen deutschen Zeitgenossen, den Kaiser Lothar, der am 4. Dezember des gleichen Jahres starb, lesen wir bei dem Bischof Otto von Freising, dem berühmtesten deutschen Geschichtsschreiber der Stauferzeit, ganz Ähnliches: „In elender Hütte starb der großmächtige Kaiser, der, wäre nicht der Tod dazwischengetreten, der Krone des Reiches durch Tapferkeit und Energie ihren alten Glanz wiedergegeben hätte."

Für die geschichtliche Auswertung kommt diesen Urteilen nicht die gleiche Bedeutung zu. Die Stelle aus Abt Sugers Schrift ist vor allem darum bedeutsam, weil sie uns einen Ausspruch des Königs selbst, mit dem jener durch nahen Umgang vertraut war, übermittelt. Die historische Rolle Ludwigs VI. indessen könnten wir erfassen, ohne auf dieses Urteil Bezug zu nehmen, und ebenso steht es mit Kaiser Lothar. Wir kommen etwa zu dem Ergebnis, daß jener bei größerer körperlicher Rüstigkeit noch größere Erfolge hätte einheimsen können, aber wir sehen nicht ab, welche Mehrzahl von Königsreichen angeblich darauf wartete, von ihm erobert zu werden. Und ob Lothar der Mann gewesen wäre, bei längerem Leben den alten Glanz der Kaiserkrone wiederherzustellen, ist uns nicht so ganz sicher. In beiden Aussprüchen steckt ein gutes Stück rhetorischer Übertreibung. Die Knappheit der Quellen über Konrad I., könnte es nahelegen, das von Liutprand gefällte Urteil in eine Geschichtsdarstellung aufzunehmen, gerade weil es von einem Ausländer stammt. Indes auch da erheben sich Bedenken. Liudprand hat sein Wissen über deutsche Dinge in Deutschland erworben.

Er ist minder gewissenhaft als die andern Chronisten.

Somit ist die unmittelbare Belehrung, die wir aus diesen merkwürdig übereinstimmenden Schlußurteilen schöpfen können, gering. Aber wir fragen nun weiter: Ist diese Übereinstimmung Zufall? Wer die sieben weiteren Beispiele, die ich vorläufig für solche stereotype Schlußsätze anführen könnte, noch hinzunähme, würde das sicherlich verneinen. Es muß ihr ein Element antiker Tradition zugrunde liegen. Mit der lateinischen Sprache, in der man damals fast ausschließlich Geschichte schrieb, wurden zugleich Stil und vorbildlich geprägte Gedanken in den Dom- und Klosterschulen gelehrt und weitergegeben.

Dem Leser wird es nicht entgangen sein, daß in den angeführten Schlußurteilen ein Stück Weltanschauung enthalten ist. Wenn wir es uns recht deutlich machen wollen, werfen wir am besten zunächst vergleichend einen Blick auf den allbekannten stereotypen Schluß unserer Märchen.

„Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.“ So pflegen die deutschen Märchen zu enden. Warum? Die Sache selber legt diesen Schluß nahe. Der Hans und die Grete, der Prinz und die Prinzessin oder wer sonst die Helden der Geschichte waren, haben viele Abenteuer bestanden, Zauberer und Hexen haben ihnen nichts anhaben können, die beiden sind einander und ihrer hohen Aufgabe treu geblieben; das Zauberwort ist gesprochen, der verborgene Schatz gefunden; Ungeheuer und Drachen sind besiegt, die Liebenden vereinigt — nun ist alles Aufregende vorüber; nachdem das Hochzeitsmahl im Königsschlosse geschildert ist, bleibt nur Glück und Idylle übrig; der Märchenerzähler darf sich empfehlen. Die Formel „Und wenn sie nicht gestorben sind. . .“ ist offenbar das Widerspiel der von uns besprochenen. Jene gehört ins Märchen, diese dorthin, wo nicht übernatürliche Kräfte eindeutig walten und dem Tapferen zuletzt ungeschmälert den Siegespreis zuteilen: in die rauhe Wirklichkeit der Geschichte und ihr Spiegelbild, die Geschichtschreibung. Niemals kann sie ihren Helden schon auf der Hälfte des Weges verlassen mit der beruhigenden Versicherung: Nun hat er sich seine Stellung erkämpft, in vollem Glanz wird er sie ungetrübt genießen, darum bleibt nichts weiter zu erzählen übrig. Im Gegenteil. Sie muß auch den Tapfersten, auch „des Glücks verwöhnten Sohn“ begleiten bis zum letzten Schritt, den er tat, immer umlauert von finstern Gegenmächten, denen er jeden Erfolg abtrotzen, gegen die er jede einmal errungene Stellung in unermüdlichen Kämpfen behaupten muß. Und nie geht ihre Rechnung rein auf; jedem Großen bleibt die Weltgeschichte noch etwas schuldig.

Aus einem Gefühl für diese tragische Struktur der geschichtlichen Wirklichkeit (die den Gegensatz zu dem untragischen Wesen der Märchenwelt bildet) schuf sich die Geschichtschreibung ihre Formel, mit der sie die Bilanz eines großen Lebens häufig abschließt, um darin auszudrücken, welche letzten Erfolge auch dem versagt wurden, dessen Fähigkeit und Willenskraft den Sieg herbeigezwungen hätten, wäre nicht ein frühes Ende oder sonst ein unüberwindliches Hindernis dazwischengetreten. Es ist ein früher Protest gegen die so oft verteidigte Lehre, daß das geschichtliche Urteil allein vom Erfolg bestimmt werde. Man denkt sich gewissermaßen die Ungerechtigkeit der Fortuna für einen Augenblick aufgehoben und fragt: Welchen Kranz hätte das Schicksal für den Helden bereit gehalten, wenn es ihm die gleiche Gunst erwiesen hätte wie seinen Lieblingen?

So betrachtet macht es wenig aus, daß wir die vermutete Herkunft unserer Formel aus dem Altertum nicht zwingend nachweisen können. Auf dem Boden einer vorschriftlichen, dualistischen, d. h. kämpferischen Weltanschauung erwachsen war sie durchaus geeignet, überall da gebraucht und verstanden zu werden, wo man ein lebendiges Gefühl besaß für den tragischen Zwiespalt zwischen der Unendlichkeit weltgeschichtlicher Aufgaben und der kurzen Spanne menschlichen Lebens. So konnten u. a. ein lombardischer, ein französischer und ein deutscher Schriftsteller sie übernehmen. Sie entsprach auch ganz dem germanischen Lebensgefühl, das mit Vorliebe die Größe des tragisch untergehenden Helden preist.

Die Burg zu Krakau

*Du Burg der Türme und der gold'nen Dächer,
emporgehoben aus der Ebene Spalt
von einer Felsenfaust dem Himmelsraume zu.
In einer Sturmnacht, aus verhangner Ferne,
steig' ich den breiten Weg empor.*

*An niedrer Mauer, wo der Posten steht,
hemm ich den Schritt und senke meinen Blick
hinab, der nun, ein winzig Boot,
tief unten auf dem stillen Strome treibt.
Doch vor dem Mond, der wolkig zugedeckt
und windumbraust, da steigt noch einmal mir
empor, was ich verließ: der Fackelbrand,
der sich in Städte qualmend frißt,
der aufgereckten Hände stummer Jammer;
ich höre Kinderschreie aus dem Schlunde
verschloss'ner Keller — und ein leises Weinen,
das die Welt anklagt. Sie kann's nicht stillen.
Sie muß dem Dämon folgen, der sie treibt.
Vernichtung heißt sein Spruch! Doch, wenn er dröhnt,
dann stehen tapfre Männer auf, bereit,
den Tod wie einen lebenslang gesuchten,
vermißten Bruder an das warme Herz zu drücken
für eine Welt, die noch verborgen knospet.*

*Des Mondes reine, volle Silberkugel
vertreibt das wetterschwangre Traumgewölk
und taucht die Welt in sanftes, stilles Licht.
Ein feines Uferplätschern kommt herauf:
die Weichsel schimmert. In gewalt'gem Bogen
strebt sie zur Brücke hin und klar gezeichnet
steht sie vorm dunkelblauen Samt der Nacht.
Von alter Weiden busch'gen Silberzweigen,
die bis zur Erde hängen, rauscht beim Wandern
ein Gruß mir um das Haupt. Ein rissigroter
Backsteinriese, vierschröt'ger Wächtersmann,
pfeift einen Sturmwind mir entgegen
den Weg entlang. Der führt in scharfer Krümmung*

hin zu des Dom's geballter Majestät:
Ein mächtig Schiff des Glaubens liegt er still
vor Anker mit der Kuppel edler Pracht.
den hohen Toren, Gittern und Emblemen,
bereit, beim ersten Orgelklang aufrauschend
dem Land der ewigen Hoffnung zuzusteuern.
Zwölf Pappeln flammen hoch, ein Opferfeuer,
emporgelodert aus der Erde Schoß.
Der Wind fährt drein, sie neigen ihre Wipfel
nur leicht und kurz wie's stolze Ritter tun,
denn sie sind selber wer! Ich grüße still hinauf
und schreite durch des hohen alten Tores
gewalt'gen runden, dunklen Katzenbuckel
ins ird'sche Zauberreich der Burg: den Hof.
Er jubiliert! Drei Notenlinien tragen
der Säulen Melodie auf kräft'gen Bogengängen.
Es übertanzen sich dem Himmel zu
die schlanken, weißen, feinen Schäfte:
Ballett der Steine zur Musik des Steins.
Als hätten Elfen sich aus Stämmen, Blumen
den Hof gebaut, mit Ranken ausgeschmückt.

In einer solchen Nacht, da knirscht wohl leis
der Kies vom Schritt der toten Könige.
Es schwankt der Silbersarg August des Starken
zur Kathedrale, mühsam hochgehoben
von dunklen Trägern. Still und bleich liegt nun
der Mann, der noch einmal den Glanz der Welt
beschwor, die Lust am Dasein gegen Unlust
erbärmlichen Geheules schützte — es sei der Mensch
zum Büßen da. Ja! wenn er sehr geliebt
der Erde Gaben, so viel an Freiheit nahm,
wie ihm ein glühend Ich befahl und tief
verstrickt in Tat und Schuld, die eines sind,
in seiner Reife Tagen der ernsten Weisheit lebt,
die schwere Stufen ihm zur Höhe baut.
Aus Sorgenfurcht steigt keine Burg empor!
Nein, aus des Lebens ganzer, heißer Wonne,
im Rausch der Schöpferlust — da wurde sie
mit ihrer Treppen fürstlichem Gepränge,
der Marmorsäle hoher, fester Pracht,
die ordnendes Gefühl nun planend füllte

mit alter Bilder stiller, feiner Schönheit,
mit wohnlich edelem Gerät und Stück.
O, fensterweiter Blick auf Stadt und Land,
o stiller Raum im Turm und im Gemach,
darin so manche schwer errungne Stunde
Gespräche um des Lebens Wirrnis kreisen:
wie wir im Höllensturz zur Tiefe fallen,
im gleichen Schwung von Gott emporgerissen
ihm nahe sind wie nie, indes der Rauch
der Unterwelt noch unsre Stirn umdampft.
Da wird die Tapferkeit gerühmt, des Forschers Geist,
des Herzens Einfalt, des Verstandes Flug,
der vom Bedingten sich ins Unbedingte löst,
Gefahren trotzend, die ihm tödlich drohn.
Da wird gerühmt des Rechts urewige Süße
aus Gottes Herzen, der Geschichte Bild,
das mahnend aufgerichtet dem Verständigen
die Wege weiset, die er meiden soll.
Da gilt der Mensch noch, wenn er einer ist,
und Wärme teilt sich den Bedrückten mit,
weil der nur Wärme gibt, der selber Wärme wünscht.
Es klingt Musik, die Meister schufen
in Andacht vor dem Ewigen. In Andacht lauscht
man, ahnt die güld'nen Brückenbogen
zu einem Himmel, den kein Pfaffe kennt.
Und wie ich hoffend nun, den tiefen Blick
zu fernen, rein'ren Horizonten wende,
ist's mir, als säh' ich eine Taube
in mildem Flügelschlage niederschweben:
ein Gottesbote allen Völkern, die,
des Geistes Heiligkeit auf's neu zu ehren,
hoch aus des Unheils Qualm die Häupter heben.
Mein Vaterland seh' ich im Frühlicht steigen
auf Händen tragen es die toten Helden
und neu erglänzt es, dankbar, jugendfrisch.

Da ging die Sonne mächtig auf im Osten,
schwang ihre Glutstandarten durch die Lüfte
und schlug sie in des Weltalls Morgenpfosten,
daß rings der Erdsaal wie im Feuer lohe!

M. G.

Schattenriß einer kommenden Medizin

VON K. R. v. ROQUES

Wir geben diesen Aufsatz als interessante Meinungsäußerung zu schwebenden Fragen der modernen Medizin wieder

Die Schriftleitung

Wer als praktisch tätiger Arzt sich selbst Rechenschaft darüber zu geben versucht, aus welchen Quellen er nun eigentlich schöpfe, auf welchem Fundament er stehe und warum er in diesem Fall ein Medikament aus dem Pflanzen- oder Mineralreich nehme, in einem anderen Fall ein Mittel der Chemie, warum er weiterhin kalte oder heiße Wickel mache, Bäder verordne oder gar schneide, ja wieso er überhaupt heile... der wird bald gestehen müssen: das hat man mir so beigebracht, das hat sich erst anderen, dann mir bewährt. Warum aber der Organismus so verschiedener Wege bedürfe, um geheilt zu werden, welches geistige Band alle Methoden — oder wenigstens die meisten — verbinde, das wird er nicht so leicht zu beantworten vermögen. Ja, bei der Verfolgung des Themas allein wird der Suchende in die Irre geraten, wenn er sieht, daß nebeneinander Kälte- und Wärmebehandlungen laufen, das in einem und demselben Fall soundso viel Patentmethoden genannt werden, die der eine höchlich lobt, der andere mit Spott begießt. Kurz, es wird ihm aufgehen: in der praktischen Heilkunde gibt es zwar Theorien, aber keine Theorie schlechthin.

Ich will jetzt gar nicht einmal davon reden, daß auf den Thronen der Wissenschaft auch Menschen sitzen mit menschlichen Ambitionen und Schwächen. Das ist jedem klar. Man möchte sagen, es wechseln nur die Kopfgrößen, und die Menschlichkeiten wachsen mit ihren Maßen. Nein, es ist leider so: die Fachgebiete der Medizin sind so ausgewachsen; sie sind in der Peripherie so verzweigt, daß auch die Vertreter eines Zweiges kaum mehr voneinander verstehen, als die anderer Gebiete von ihnen! Auch mag hier vorkommen, daß es eine gewisse Dunkelmannssucht unbewußt gebe, die sich in Nebel von Tinte hüllt, um den Nachbar zu erstaunen und zu verwirren. Und so kommt es, daß häufig in der Medizin der eine den anderen nur halb oder dreiviertels versteht, daß vieles unverdaut ist in dem großen Organismus der Heilkunde. Und man fragt sich: Kann denn das gut abgehen für die Menschheit? Woher soll eigentlich der Fortschritt kommen? Werden wirklich immer die echten Helfer gefeiert und die schwarzen Schäflein ausgemezt? Oder passiert nicht gelegentlich das Gegenteil? Wo so viel durcheinander geschrien wird, wie kann man da noch von Chorus reden! Und ich kann verstehen, daß einmal einem amerikanischen Arztschriftsteller von Rang das Bedenken kam, „ob es wirklich mehr Wissenschaft sei, die man brauche oder einfach ein gründlicherer und redlicherer Gebrauch dessen, was man bereits kenne."

Nun ist mir freilich über jeden Zweifel die Tatsache erhaben, daß uns trotz allen Bedenken weiterhin forschende Wissenschaft dringend not tut. Nicht etwa nur als Deutschen oder aus nationalem Ehrgeiz. Denn Kranke und Krankheiten sind ja internationale Übel. Nein, eben der Tatsache halber, daß jeder von uns, die wir an der Front der Heilkunde stehen, ganz besonders stark die Mängel spürt, die unserer Medizin noch anhaften. Immer wieder stoßen wir auf die gleichen Hemmnisse, und stur stehen manche Leiden da, unerkannt, unbesiegt. Ich denke da vor allem an den Krebs, dann an die multiple Sklerose, die sehr bald darauf folgt, und zwar gerade deswegen, weil sie keine seltene Krankheit ist.

Was ist es überhaupt mit unseren Mitteln der Behandlung organischer Nervenleiden, insbesondere derer des Hirns? Mit wenigen Ausnahmen nicht viel. Und immer wieder müssen wir gestehen: Wir wissen meistens nichts — nichts, was uns eine Handhabe gäbe in der Vorbeugung wie in der Behandlung vorhandener ganz fri-

scher Erkrankungen. Da steht immer noch die furchtbare Geißel unserer Kinder, die epidemische Lähmung. Ganz neu ist zwar das stolze Ergebnis der Sichtbarmachung des Kinderlähmungsvirus, von dem also der Ausdruck „ultravisibel“ nicht mehr gilt. Im Elektronen-Übermikroskop hat eine deutsche Werkstätte es demonstriert. Diese an sich erfreuliche Tatsache mag vielleicht dazu dienen, daß man mit der Bekämpfung des Leidens leichter fertig werde als bisher. Das ist freilich nur eine Hoffnung. Leider wurde bisher bei den meisten Krankheiten auf diese Weise nur die Diagnostik gefördert, nicht die Behandlung. Dabei wollen wir freilich nicht übersehen, daß der Vorbeugung im großen durch die exakte Erkennung von Krankheiten wirklich ganz außerordentlich genutzt worden sei. Ja, wenn die Menschheit jetzt in solcher Fülle schwelgt, daß Aderlässe vielen als rechte Heilmittel erscheinen mögen, so liegt das mit daran, daß wir auf Grund unserer schönen Diagnostik und der auf ihr aufgebauten Organisation der Weiterverbreitung der Seuchen einen Riegel vorzuschieben vermögen. Im Einzelfall aber stehen wir doch meist ebenso klug da wie zuvor. Das gilt selbst für die Tuberkulose.

Das mag für manche etwas zu pessimistisch klingen, und sie werden einwenden: Ja, aber wir haben doch jetzt die Sulfonamide! Ist das etwa nichts? Zweifellos muß man zugeben: Auch in der richtigen Erkennung und Wertung eines Zufallswurfes liegt eine gewisse Genialität. In der Tat haben wir mit den nun in so weiten Kreisen berühmt gewordenen Sulfonamiden eine Art Zaubermittel erhalten, wir können mit Recht sagen: Eine ganze Anzahl der schwersten Erkrankungen ist im Rang ganz erheblich gesunken. Hier haben wir einmal wirklich über den Tod einen Blitzsieg erfochten. Wo ist der Stachel der Genickstarre hin? Wie steht es mit der Lungenentzündung? Was ist mit dem Elend der vielen Geburts- und Fehlgeburtsblutvergiftungen? Was ist aus dem Tod der jungen Mütter geworden? Das ist alles ganz erheblich geschrumpft. Nicht viel mehr blieb übrig von diesen Räubern. Also wirklich: hier sind ungeahnte Fortschritte gemacht. Und wir Ärzte können aufatmen in der Bedrängnis des Kampfes des einen gegen die vielen. Keine tödliche Krankheit, die Gonorrhöe, ganz gewiß, aber eine *schwere* Seuche — sie ist ebenfalls der größten Schrecken entkleidet. Wer das in seiner Bedeutung für die Frauen kennt, nur der kann die Größe des Sieges ganz ermessen. Ja, die Sulfonamide sind darüber hinaus, als Modemittel bemißtraut zu werden. Und wenn ein bekannter und angesehener Berliner Kliniker ausruft: „Ich mache mir nichts vor; ich mache anderen nichts vor, und ich lasse mir auch von anderen nichts vormachen!“, so ist das zwar eine menschlich prachtvolle Formulierung, sie trifft jedoch nicht zu auf den Sachverhalt der Sulfonamide. Mag sein, daß in seinem Fachgebiet nichts ganz Überzeugendes in dieser Richtung zu sehen ist. Das hindert nicht daran, daß im gleichen Krankenhaus, eine Treppe tiefer, Wunder geschehen an Kranken, die nach unserer bisherigen Erfahrung zu sterben haben. Vielleicht läßt sich der weltbekannte Mann auch die Wahrheit nicht vormachen. So weit sollte man jedoch nicht gehen.

Von den westlichen Ländern dringt die Kunde von einem noch größeren Wundermittel zu uns, das dem gemeinen Schimmelpilz entstammt, und das noch über die Sulfonamide in seiner Heilkraft weit hinausgehen soll. Das mag sein oder nicht sein. Vorläufig macht uns das Wunder der Sulfonamide noch genug zu schaffen — vorausgesetzt natürlich, wir haben uns das Wundern nicht abgewöhnt. Und zwar aus folgendem Grunde: Bakterien im Organismus abzutöten ohne den Körper zu schädigen, das war bis dato ein hehres Ideal. Keiner von uns hat im Ernst geglaubt, daß es so etwas überhaupt gebe. Die Wirklichkeit hat uns jetzt anders belehrt. Im Anfang hat es bei diesem oder jenem Präparat wohl Lähmungen gegeben, und es erhoben sich die Warner und Besserwisser, die das hatten kommen sehen. Und dann tauchte bei anderen Präparaten wieder eine merkwürdige Blausucht auf besonders dann, wenn wir neben den Sulfonamiden noch in anderer Form

Schwefel gaben — etwa das doch so harmlose Glaubersalz, das Abführmittel, den Hauptwirkstoff der Karlsbader Quellen. Das hat sich aber gegeben; von Schädigungen hört man fast nichts mehr, dabei sind die Dosen gestiegen.

Eine andere Wirkung aber als „Nebenerscheinung“ oder gar als „unerwünscht“ zu bezeichnen, geht freilich nicht an. Das ist das Fieber. Und hier scheiden sich die Geister. Zwei Richtungen der Theoretiker um das Geheimnis der Sulfonamide sind da. Die eine knüpft an das Fieber an, ja, sieht es als wesentlich an — ist es doch die Hauptwaffe des Organismus gegen Eindringlinge oder Schädigungen irgendwelcher Art. Fieber aber wird im Hirn, an seiner Basis, in dem großen Befehlszentrum für den Stoffwechsel, erzeugt. Es ist also ein Reaktionsmechanismus des Zentralnervensystems und der Grundgedanke, die Leitidee des Ganzen, der Satz des Parmenides aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert: „Gib mir ein Mittel, Fieber zu erzeugen, und ich heile jede Krankheit!“

Die andere Richtung aber sieht nur auf die Kokken. Es bedürfe, so sagt sie, nur einer Serumdurchtränkung mit Sulfonamiden von soundso viel Prozent, dann beraube die chemische Waffe die Bakterien eines ihnen lebenswichtigen Stoffes, nämlich der Para-amino-benzoesäure. Ja, sie würden auf diese Weise so hart angeschlagen, daß sie lebensunfähig auf dem Schlachtfeld blieben. Und nun kommt allerdings ein kleiner Nachsatz. Der Organismus werde ihrer dann nämlich mit Leichtigkeit Herr. Wie er das aber mache, das wird nur angedeutet. Da figurieren Phagozyten oder die Phagene, die Antikörper und alle die im einzelnen mehr oder minder bekannten Stoffwechselsoldaten. Diese arbeiten, so hat es den Anschein — wenigstens wird nichts Gegenteiliges gesagt — auf eigene Faust und ohne irgendwelche zentralen Direktiven. Danach freilich die Spezialisten für Chemie und Bakterien zu fragen, wäre vielleicht auch zu weit gegangen. Immerhin kann man nur annehmen: es bleibt auch bei den Verfechtern der Theorie der „Kokkenschädigung als Hauptfaktor“ ein (uneingestandener) Rest, der dem Organismus (oder seiner Zentraldirektion) den Endsieg zugesteht. Im Grunde stehen die Gegner demnach doch auf gleichem Boden und viel dichter beieinander, als sie meinen. Und nun kommen bei den Fahnenhaltern des Nervensystems noch Beobachtungen hinzu, wie die folgende: bei der Lungenentzündung geht auf die Sulfonamidbehandlung im Inneren die Lungenverdichtung weiter, wie das Röntgenbild zeigt. Dennoch stürzt das Fieber steil bergab. Der Patient wird beschwerdefrei, schwitzt und verlangt nach Essen! Die Krankheit ist also gespalten, dissoziiert. Ein Teil fällt ab, ein anderer, ja, das Hauptsymptom besteht und schreitet sogar noch voran, ohne jedoch noch die Kraft zu haben, im eigentlichen Sinne krank zu machen. Da fehlt der Krankheit also „das geistige Band“.

Und hier taucht etwas auf, was sich in diesem zunächst ganz unscheinbaren Sulfonamid-Phänomen verbirgt, etwas grundsätzlich Wichtiges, ja, letzten Endes Umstürzendes für die Medizin und ihre bisherige „Theorie“ — soweit man das große Mixtum compositum aus Tatsachenhistorie und naturwissenschaftlicher Dichtung so nennen kann. Die Dissoziation der Krankheitssymptome ist nämlich ein Typus. Speransky, dessen später zu gedenken ist, hat sie uns an verschiedenen seiner zentral das Nervensystem angreifenden Methoden kennengelehrt. So hat er mittels seiner Hin- und Rückspritz-Methode der Hirn-Rückenmarksflüssigkeit, der sog. „Liquorpumpe“, den Gelenkrheumatismus in Teile zerbrochen: bei einem Teil der Patienten, so berichtet er, sank zunächst die Temperatur, die Gelenke blieben jedoch steif, geschwollen und schmerzhaft. Bei einem anderen dagegen schwollen die Gelenke ab, und die Temperatur blieb oben. Geheilt wurden alle. Noch mehrmals finden wir bei Speransky unter dem Stoß eines Zentraleingriffes am Nervensystem (über Techniken wird noch zu reden sein) das Dissoziations-Phänomen. In der Regel erfolgt nach ihm rapid der Heilungsprozeß. Und er schließt daraus zunächst zögernd, dann überzeugt und überzeugend: „Wenn

dieser Heilprozeß auf Grund von Reaktionen des Nervensystems stattfindet, dann muß logischerweise gesagt werden, daß das Nervensystem nicht nur in die Krankheit hineinbezogen ist, sondern daß es selbst die äußeren Manifestationen der Krankheit organisierte.

Die Behauptung, die Sulfonamidheilung entstehe durch Beeinflussung des Nervensystems und ohne dieses keine Heilung, besagt natürlich das gleiche und hat die gleichen logischen Folgen. Nun dreht sich alles um; ein Szenenwechsel vollzieht sich, der Statist erhält das Wort und der Held verschwindet in dunkler Nebenrolle. Die Kokken sind dann nämlich nicht mehr die Hauptschuldigen im Drama der Lungenentzündungen, sondern eine bisher unbekannte Reaktion des Nervensystems, was nun wieder voraussetzt, es handele sich um eine falsche, weil schädliche Reaktion. Aus der Theorie aber: „Krankheit ist ein fehlerhafter Reaktionsmechanismus des Nervenzentrums" wurde heute bereits ein ziemlich umfassendes wissenschaftliches Gebäude. In der Nachfolge der alten Formen, der Humoral-Solidar-, Zellular-Pathologie hat es nach dem griechischen „Neurikon" für „Nervensystem" den Namen „Neuralpathologie" zu tragen. Und der Lehre „Krankheit als Nervenwerk" hat zu entsprechen die „Neuraltherapie", „Behandlung mittels Eingriffs im Nervensystem". Daß es eine „Neuraldiagnostik" auch schon gebe, will ich gleich sagen. Sie bedient sich bei inneren Erkrankungen der Zeichen des Nervensystems: Pupillenerweiterung der gleichen Seite (von Dr. Roque in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gefunden), der Schmerzzone (nach Head und Mackenzie) und anderer Nervensymptome. Prof. Hansen und Dr. von Staa haben ein eindrucksvolles Buch darüber geschrieben, und ihre Diagnostik mit Hilfe der durch das Nervensystem organisierten Zusatzsymptome bedeutet zweifellos eine Bereicherung der Medizin. Sie ist allgemein anerkannt und sanktioniert.

Gehen wir nun aber an den Komplex der „Neuraltherapie" heran, so ist es schwer, von all den Vogelschwärmen, die jetzt auffliegen, genügend Exemplare zu erlegen, um dem Liebhaber des Endgültigen, also Toten, genug Beweitsmaterial zu liefern. Das Fatale der bisherigen wissenschaftlichen Forschungsmethode ist ja das: Nur tote Gegenstände halten lange genug still, um rundherum genau betrachtet werden zu können und einigermaßen endgültig durchschaut zu werden. Darum hat man sich auch bisher des toten Menschen, herausgeschnittener Gewebe, Bakterien nach ihrer Tötung, Fixierung und Färbung als letzter Beweismaterialien bedient. Das Leben selbst jedoch blieb bemißtraut und, sagen wir, einen Beweis aus der Heilung von Krankheiten, den hat man bisher nicht gern anerkannt. Passiert das „hinterher"— „post hoc" — auch noch so häufig, man gesteht nur widerwillig „also deswegen" zu, „ergo propter hoc!". Lieber läßt man eine Sache wie die Heilanästhesie, von der noch zu reden sein wird, fallen, als daß man „naturwissenschaftlich" so schlecht fundierte Sachen anerkennt. Nun, das Leben schreitet über Ansichten dahin, und man muß lächelnd der Worte des alten Rademacher (vor guten 100 Jahren) gedenken: „Die Krankheiten richten sich nicht nach den Gedanken des Arztes, und wäre dieser auch der gelehrteste Mann, also wird der Arzt wohl genötiget sein, sich nach der Krankheit zu richten."

Jetzt aber zu den Beispielen! Da hat Wagner von Jauregg das Wundermittel gefunden, die alten Luetiker von der Paralyse zu befreien. Er gab ihnen eine neue Krankheit hinzu, die Malaria, mit anderen Worten: er erzeugte heftige Fieber. Und was gelang ihm? Er heilte die bisher für ganz unheilbar gehaltenen Kranken. Er hatte also das Zentralnervensystem zur stärksten damals bekannten Reaktion gebracht. Seitdem bedienen wir uns des noch stärkeren Eingriffes, des epileptischen Krampfes, einer hochzusammengesetzten, rythmischen motorischen Aktion von kompliziertem, jedoch typischem Verlauf. Mit dem Krampf heilt man die Schizophrenie. Aber nicht nur Leiden des Nervensystems selbst werden mittels Fieber behandelt. Da ist z. B. die Fieberbehandlung des Asthma (dessen nervlicher Charakter freilich auch wieder evident ist). Dann kommen wir

aber über die Milchspritzen zu den Eiweiß- oder Ameiseninjektionen, kurz zur altbekannten „Reiztherapie". Bei ihr haben wir wohl die Folgen gesehen und anerkannt, nicht aber nach der anderen Richtung geforscht. W e r wird denn gereizt? Und da ergibt sich wiederum: Das Zentralnervensystem mit seinen verschiedenen Unterabteilungen, etwa der „Flüssigkeitszentrale", die auf immunisatorischem Wege wirkt. Die Abteilung „Innersekretionsdrüsen" folgt, die mit anderen Säften tröpfelt oder daseiend katalysiert. Dann ist da die „Bau-Abteilung", die für die normale Konstruktion der Gewebe verantwortlich zeichnet, die „trophische Funktion" des Nervensystems. Alles das untersteht einer Direktion, und wie könnte man sie anders nennen als eben das „Zentralnervensystem"! „Reiztherapie" ist demnach auch „Neuraltherapie". Fieberbäder, Überwärmung mit Diathermie, Ameisensäure, Eigenblut, Terpentin — eine ganze Reihe von Dingen sind seit langem unser therapeutischer Besitz. — Zu dieser mehr oder minder unbewußten Neuraltherapie kommen nun — ganz bewußt — „zentralneurale" Eingriffe Speranskys. Ich nannte vorhin hereits die „Liquorpumpe".

Ein anderer wesentlicher Eingriff ist seine „Lumbalblockade", die Anspritzung des Lendenteiles des Sympathikusnerven mit Novokain (wie der Name andeutet, ein Nachfolger des Kokain, eines Mittels zur lokalen Schmerzbetäubung, vielfach ungiftiger jedoch als sein Ursprungsstoff). Speransky berichtet über die Heilung einer ganzen Reihe von Leiden, die anderen Behandlungsmethoden trotzten. Am eindrucksvollsten ist sie an narbenbildenden, zu Blindheit führenden Augengeschwüren. Neben dieser allgemeinen oder zentralen Neuraltherapie gibt es aber schon seit längerer Zeit eine durchaus vornehme, ältere Behandlung, die in der Peripherie angreift, am Organ selbst. Sie führt sich auf den Frankfurter Hals-Nasenarzt Prof. Dr. Spieß zurück. Er konnte bereits im Jahre 1903 veröffentlichen, daß gewisse Mittel, die der obengenannten Para-Amino-Benzoesäure entstammen, wie z. B. das Novokain, zugleich einen Nerven oder sein Gebiet betäuben und das h e i l e, was sich an entzündlichen Prozessen dort abspielt. Er stellte z. B. fest, daß er tuberkulöse Kehlkopfgeschwüre durch ein- oder mehrmalige Betäubung des zuführenden Nerven ausheilen könne. Auch der berühmte Schleich, dem man die Erfindung der Lokalbetäubung überhaupt zuschreibt, hat bereits Ähnliches vorher behauptet, freilich nicht so deutlich, das muß man gestehen. Wie dem auch sei: die auf den ersten Blick so abenteuerlich schöne und rührende Geschichte hat sich durchaus bewahrheitet. Eine Menge Material läßt sich in den Zeitschriften dafür zusammentragen. Es gibt wunderbare Theorien, und zusammengefaßt wurde das dargestellt durch den Wiener Dozenten Egon F e n z in einem klar geschriebenen Büchlein „Die Behandlung rheumatischer Krankheiten durch Anästhesie", das sich explosionsartig der Ärzteschaft bemächtigte. Ausschaltung von Nervenelementen vermittels nur wenige Minuten anhaltender Betäubung genügt, um der Heilung freie Bahn zu schaffen.

Über die „N e u r a l p a t h o l o g i e" aber ausführlicher zu schreiben, verbietet sich aus den verschiedensten Gründen, obgleich sie selbstredend das Haupt- und Kernstück des ganzen Problems darstellt. Das Wesentliche jedoch sei hier vorgetragen. Als Grundlage für uns Deutsche gilt das Buch der Jenenser Professoren Veil und Sturm „Über die Pathologie des Stammhirns". Hier wird an der Hand von Krankengeschichten, die sich über Jahre und Jahrzehnte erstrecken können, ausgeführt, daß eine Reihe innerer Erkrankungen, wie die Zuckerkrankheit, ihr Durstäquivalent, der Diabetes insipidus, Nierensteinleiden, der berühmte „Basedow", der Bluthochdruck Folgeerscheinungen von Hirnunfällen sein können. Leiden peripherer Organe sollen also durch Störungen des obengenannten Stoffwechselzentrums entstehen. Das hat natürlich sehr weittragende Folgen für die theoretische Medizin im allgemeinen und für die Innere Medizin wie für die Versicherungsrechtsprechung im besonderen. Und es ist kein Wunder, wenn sich zunächst ein Sturm gegen die „Stürmer" erhob. Veil und Sturm selbst berufen sich auf einen großen Unbekannten, auf den oben bereits erwähn-

ten A. D. Speransky, Schüler des in der ganzen Welt unvergessenen Pawlow, dessen Hauptwerk in englischer Übersetzung im Jahre 1936 in die weite Welt gelangte. Bei ihm finden sich die experimentellen Grundlagen in weitem Umfang, also das, was dem heutigen Wissenschafter unerläßlich ist als Grundlage für die Anerkennung eines Sachverhaltes: Wiederkehr und Wiederholbarkeit eines Phänomens als Fundament des Wissens.

Hier haben nun viele Versuche bei Tieren stattgefunden, von Mäusen bis zu Großtieren. An Hunden wurde am meisten experimentiert. Und es stellte sich heraus: schädigt man das Hirn an ganz umschriebener Stelle, so ergibt sich ein rhythmischer Prozeß unter allen Umständen. Und zwar entweder ein stürmisch-akuter: in wenigen Stunden kommt das Tier unter rhythmischen Konvulsionen, gleich dem epileptischen Krampfbild, zum Tode. Oder es entsteht ein Zeitlupenrhythmus, ein Geschehen in Schüben, die sich über Wochen und Monate erstrecken. Nacheinander stellen sich ein degenerative Leiden, alte Bekannte aus der menschlichen und tierischen Pathologie. Als Folgen einer Hirnschädigung reihen sie sich auf zu einer Kette, sie, die sonst einzeln oder in scheinbar nicht zusammenhängenden Gruppen auftreten, hier treten sie an. 1. Zahnhalserkrankungen, 2. Zahnverfall (Reihenfolge gleichgültig), 3. skorbutartige Zahnfleischblutungen, 4. Geschwülste vom Blumenkohlgewächs bis zum Wasserkrebs, 5. symmetrischer und umschriebener (kreisförmiger) Haarausfall, 6. Augengeschwüre, 7. Stirm-Nasen-Ohrennebenhöhleneiterungen. Das alles im Kopf. Als Zwischenglied zum „Unten" steht da in der Verborgenheit — nur der besonders Suchende kann das finden — das gleichseitige oberste Sympathikusganglion, der sternförmige Hauptknoten des obersten Teiles des Lebensnerven, es ist geschwollen, von 4 auf 7 mm beim Hund. Drinnen Entzündung und Degeneration. Offen aber zutage treten ferner: Glied 8 der Kette, Lungenblutungen und Entzündungsherde bis zur Verleberung von ganzen Lappen, 9. Blutungen im Magenausgang mit Geschwürsbildung (kreisrund, wie sich das gehört), 10. das gleiche (vom Magen nur durch einen Streifen säuberlich getrennt) am Zwölffingerdarm. 11. Blutungen um den Übergang des Dünndarms zum Dickdarm, mit Einbezug des Wurmfortsatzes, 12. Blutungen und Geschwürsbildungen im Darmausgang, vom Sigmoid anfangend, sich steigernd bis zum Mastdarmende. Klinisch flüssige, blutige Stühle. Speransky sagt selbst: da fehlt n i c h t s aus der Pathologie, a l l e s ist da! und alles ist Werk nicht irgendwelcher sonst beschuldigter Bakterien, nein, reines Nervenwerk! Nun geht das aber weiter: Nimmt man nun eines dieser Glieder als Ausgangspunkt, vergiftet man etwa die Höhle eines Zahnes mit irgendeinem (in der Zahnheilkunde üblichen) Stoffe, dann bildet sich diese Kette von Degenerationen ebenfalls.

Zwischen dem Schnellrhythmus und dem langsamen Zeitlupenrhythmus aber gibt es noch einen Übergang, das ist die Scheingenesung nach dem anfänglichen Krampfbild. Dann resultiert scheinbar ein „gesunder" Hund. Setzt man diesem aber nach Wochen oder Monaten irgendeine „harmlose" Schädigung am Nervensystem, sagen wir, wir bringen einen Zeh zur Eiterung, dann tritt das akute Krampfbild wieder auf, um diesmal in der Regel zum Tode zu führen.

Was wir von der „Herdinfektion" wissen, das Auftreten aller möglicher innerer Leiden an Gelenken, Herz und Nieren als Folge von Krankheiten an den Zahnwurzeln, den Nasennebenhöhlen, denen der Ohren, das tritt hier auf: N a c k t, als Nervenwerk. Alles in der Pathologie ist Nervengebilde, und der Organismus, schweigend vorbereitet im Lauf der Monate oder Jahre, wartet nur auf den geringen Stoß irgendwelcher Schädiger. N u r an vorher nervengeschädigten Geweben können sich Bakterien niederlassen, nur von den — geschädigten — Leitgliedstellen der Kette aus lassen sich die typischen Erkrankungen experimentell hervorrufen.

Was aber nun ist H e i l u n g? Diese Kardinalfrage muß immer wieder auftauchen. Ohne die Beantwortung dieser Frage ist uns ja letzten Endes keine Pathologie etwas wert. Vielleicht ist das auch die

letzte Ursache der Tatsache, daß uns die Zellularpathologie des genialen Virchow nicht mehr voll hat befriedigen können, so daß einige Übereiferer wohl meinen konnten: „Laßt die Toten ihre Toten begraben“. Heilung ist Unterbrechung des nervlichen Schadenprozesses. Und den reinsten Typus der Heilung haben wir im Modell der Anästhesiebehandlung. Eine Zeitlang hat man — unter der Führung des Franzosen Leriche — Operationen am Nervensystem mit Heilabsicht vorgenommen. Die Heilanästhesie aber drängt sich immer mehr in den Vordergrund. Sie ist schonender. Auch im Heilbereich darf man den Teufel nicht mit Beelzebub vertreiben. Männer wie Braeucker, Huneke und Spieß haben diese Methode immer weiter ausgedehnt. Die Behandlung des Wundstarrkrampfes mit einer Dauernarkose nach Läwens gehört dahin. Die Heilung von Diabetesfällen durch Anspritzung des Splanchnikusnerven wurde vom Wiener Steijskal in seltener Fällen mitgeteilt.

Hier ist also Ankergrund für weitere Forschung: die Reaktion des Organismus, insbesondere des vielgliedrigen Nervensystems als eigentliche Krankheit! Die „Ursachen“-Forschung (im bisherigen Sinn) an Bakterien und Viren wird dadurch nicht etwa überflüssig, sondern nur relativiert. Und Heilung im Einzelfall sowie Vorbeugung im Großen, letzten Endes Krone und Siegespalme des Arztes, haben einen festen Untergrund. Naturwissenschaftlich verbrämte Poesie und rechthaberisch-schulmeisterliche Theorien aber, sie haben ihr Recht auf immer verloren.

DAS KLAVIER

Zu Hause bei meiner Mutter steht ein Klavier. Es ist einfach, niedrig und mattbraun poliert. Es strömt leise Musik aus, auch wenn niemand darauf spielt. Wenn ich bei einem Besuch in der Abendstunde heimlich einmal in die Tasten greife — ein einziger Akkord genügt da — klingt es auf wie aus fernster Zeit. Kürzlich hat es seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Die Jahreszahl und das Datum stehen auf einem vergilbten Zettel, der innen am Holz bei den Stahlsaiten angeklebt ist. Der Tag ist eingeschrieben, an dem meine Mutter es als Zehnjährige von ihrem Vater bekommen hat. Vielleicht liebe ich das Klavier darum ganz besonders. Ohne sonstige Berechtigung, denn ich verstehe nichts von Noten. Ich bewundere die Leute, die nach den Blättern mit den vielen schwarzen Köpfen, die wie Schornsteinfeger auf Leitern eifrig auf und niedersteigen, so rasch und so selbstverständlich spielen können. Allerdings, sie begreifen nicht immer so schnell wie die Leute, die sie unmusikalisch nennen, was hinter den Noten ist: Musik! Das faßt, glaube ich, der besser, der die Melodien, die er liebt, innerlich richtig hört, aber, wenn er sie singen soll, falsch singt und die Musik wie eine unerreichbare Braut liebt und heilig hält. Als Junge habe ich einmal drei Stunden Unterricht im Klavierspiel gehabt. Die erste Stunde verschwitzte ich, bei der zweiten kam die alte, dünne Lehrerin zu spät und spielte mir dafür auf meinen Wunsch etwas vor. Bei der dritten Stunde wußte ich bereits, daß es die letzte sein werde, weil ich wieder einmal nicht versetzt wordenwar. Aber nie und nimmer möchte ich jenes Klavier in meinem Leben missen. Es erweckte in mir den Sinn eben für jene Musik, die hinter den Noten ist und deren man durch eifriges, andächtiges Hören teilhaftig wird. Wenn ich als Junge abends im Bett lag und meine ältere Schwester und ihre Freundinnen im Wohnzimmer spielten oder sangen, dann kletterten die Töne durch die Ritzen der Türen, drangen in den Flur und kamen von da durch die Wände in mein Zimmer, nur noch ein feiner Schatten ihrer selbst, abgerissen, mit Pausen durchsetzt. Einmal ein Triller, ein Akkord, dann war es wieder der Ton einer zarten Stimme, ganz hoch anschwellend und wieder verhauchend. Beethoven erklang, den ich damals zum ersten Male in meinem Leben mit allen Schauern eines erwachenden Herzens vernahm. Wer könnte das je vergessen!

M. G.

Lebendiges Theater

VON MAX GEISENHEYNER

(Aus einem in Krakau im Ostinstitut gehaltenen Vortrage, dem für den Druck Ergänzendes zugefügt wurde)

Die Museen und die Theater sind geschlossen. Reisen, um uns zu erfrischen, müssen unterbleiben. Es fehlt vielen an Zeit, ein Buch zu lesen, das mit Ruhe und Andacht gelesen werden will und nicht nur einmal. Es soll ja unser Freund werden, und Freundschaft verflüchtigt sich, wenn sie nicht befestigt wird, leicht im ersten Rausch der Begegnung. Vieles fehlt. Wir wissen warum und nehmen es auf uns. Es muß so sein! Alles wird einmal wiederkommen. Auch das leuchtende Schaufenster der Bühne, dieser seltsam aufglühende Rahmen um den Guckkasten, in dem Landschaften und Städte zu sehen sind, Figuren, die sich bewegen, in Kostümen aller Zeiten, getrieben von den Schmerzen und Freuden aller Zeiten. Wohnstuben und Werkstätten, Königsschlösser und Waldhütten, Weltgeschichte und Märchenwelten steigen empor, in Sonne und Regen, unter Wolken und Blitzen. Und was sich auf den Brettern begab, schien weit, weitab von uns zu sein, eine Fata Morgana in der Wüste des Daseins — und doch mehr als eine Fata Morgana, denn: wie die Musik sich in begütigenden Klangwellen um die Wirklichkeiten breitet und bei manchem der Akkorde in uns eine unerklärliche Stille entsteht, das Schönste was uns Ruhelosen gegeben werden kann, so verknüpfte im Theater das Wort, das dreimal heilige Dichterwort jene hundertfältige Welt des Scheins mit dem Leben, durchleuchtete es, machte es erzittern, beruhigte und legte sittliche Ordnung um die Dinge der verwirrten Welt.

Waren auch in so manchen Städten die Fassaden der Theater von Bombensplittern aufgerissen — solange Bühnenhaus und Zuschauerraum standen, ja, auch wenn sie nicht mehr standen, zogen die Menschen durch die dunklen Straßen vor die Lichterfülle der Rampe in irgendeinem Saal, zu einer Traumwelt, die so manches Mal als der bessere Traum von dieser Welt erschien, in dem das Dasein zusammengefaßt und bewußt ausgerichtet war, im Handeln und Leiden, in Triumph und Untergang.

Diese Magie des Theaters ist es, die fordert, daß man sich weiter mit ihm beschäftige, um sich Rechenschaft abzulegen über die Bedeutung, die es gehabt hat und die es einmal wieder haben wird. Es gilt zu bekennen, daß man im Theater eine Heimstatt der Seele und des Geistes hatte, eine Heimstatt des Lebens.

Lebendiges Theater! Lebendig sein heißt tätig sein, und auf der Bühne ist das Leben Abend für Abend Herrscher in verwandelter und gesteigerter Gestalt, ist der sichtbare, hörbare, unumschränkte Herrscher.

In drei Abendstunden wurde in nie erschöpften alten Werken und in neuen, die den Namen Werk verdienen, ein immer wieder frisches Feuer angezündet. Die Veranstaltungen, die ernsthaften, hatten Sakrales erhalten; die Morgenfeiern, in denen Musik und Wort zusammenklangen, waren zu einer Art neuen Kirchganges geworden, die Dichter zu warmherzigen Predigern in Hymnen der Vaterlandsliebe, im Schicksalsanruf, in Worten, in denen Orgelklänge der Zuversicht waren.

An solchen Feierstunden des Gemeinschaftserlebnisses baute eine unlösbare Dreiheit: Darstellung, Zuhörerschaft und Dichtung. Von dieser Dreiheit sei rückschauend die Rede.

*

Spricht man vom Theater, so drängen sie von selbst heran: Schauspieler und Schauspielerin. Der Schauspieler als des Dichters König, Bedienter, Heiliger, Narr, Held. Die Schauspielerin als des Poeten Herrscherin, Favoritin, Magd, Bäuerin,

Dame und Weibstück. Sie stürzen sich in ein gedichtetes Dasein, um in ihm aufzuglühen, in fremden Worten, die zur seelischen die körperliche Maskierung verlangen. Der Schauspieler erfüllt das symbolhafte Gerüst der schwarzen Wortzeichen mit Feuer und Farbe, gibt Leid und Freude den erlösenden Ton, damit beides nicht zur Stummheit verdammt sei. Er ist Gestalter, Plastiker, Tänzer des Wortes, Aufspürer der Unter- und Zwischentöne. Er hat das blitzartige Erkennen jener erstaunlichen Wirkungen, die er aus den Geborgenheiten der Satzgebilde lockt. Er variiert, vertieft, gibt zum Geistigen das Sinnliche, ja, es ist sein eigentliches Element, weil es Gedanken in Anschauung verwandelt. So schafft er aus einem ähnlichen Kraftgefühl, das den Dramatiker treibt. Er will wie dieser das Rätsel Mensch auf seine Art lösen, in Gestalten fassen, die Allgemeingültigkeit besitzen, wenn in ihnen ewige Gedanken verkörpert sind, menschliche, schicksalsforschende, schicksalsklärende. So ist er ein schöpferischer Mensch, wenn ein Dichter ihn berührt, ist Künder und Verkünder, der, wie in kaum einer Darstellergeneration vor ihm, in bedeutsamen Rollen das Brausende und geheimnisvoll stillraunende Leben seiner eigenen Epoche spürt, in Dichterworten, die ihm wie Bälle zugeworfen werden, mit denen er sein magisches Spiel treibt.

Darum lieben wir ihn! Wir spannen ihm zwar nicht mehr die Pferde aus wie einst. Wir nehmen ihn ernsthafter, trennen sein Künstlerisches und Menschliches nicht, weil wir wissen, daß es eins ist. Wir wissen auch, wie sehr gerade ihn, der aus der ungestörten Fülle des Daseins leben möchte, die Schwere der Zeit trifft und lieben um so mehr sein Überindividuelles, das sich in seiner Kunst offenbart, den Ringkampf zwischen Persönlichkeit und Rolle, das Verströmen von Natur, Kraft, Anmut und Witz in eine Gestalt — in sein Sichselbstgestaltenmüssen.

*

Wenn ich den Erinnerungen an Theaterereignisse durch die Jahrzehnte nachgehe, von der einstigen Berliner Matkowsky-Zeit bis zur George-, Gründgens-, Krauß-, Klöpfer-, Kayßler- und Käthe-Gold-Zeit, den Erinnerungen an viele nicht minder bedeutende Männer und Frauen auf den Bühnen im Reich, so ist es oft das Vergnügen an einem Satz, an einem Wort gewesen, an einer Szene, an einer Geste, ja manchmal an den wenigen Sekunden, da über das Gesicht eines Schauspielers oder einer Schauspielerin alle Schrecken, Freuden, Teufeleien, Schmerzen und Verzweiflungen des menschlichen Herzens liefen, in einem schöpferischen Augenblick, der Wesentliches der Dichtung in einem Punkt zusammenzufassen schien.

Es wäre aber irrig, anzunehmen, daß dabei nur an die vielgenannten, an der Lebens- und Kunstbörse so lebhaft behandelten Namen der Theaterwelt gedacht sei. Nein, ganz und gar nicht! Ich fand in manchen mittleren, ja in kleinen Städten Künstler, die, von keinen Nebeninteressen abgelenkt, sich mit heiligem Ernst in ihre Rollen versenkten und wußten, welche hohen Aufgaben ihnen in einem werdenden oder gewachsenen Ensemble zufallen und welche Befriedigung sie in einer solchen Ensemblekunst haben. Ich entsinne mich einer jugendlich schwungvollen Klassikeraufführung, die ich in einer Stadt wie Zwickau gesehen habe, wo es keine Drehbühne gab und der Intendant in der Pause, hinter dem Vorhang, im Feuereifer sich den grauen Arbeitsanzug über den schwarzen Feierrock zog und mit einer Eisenstange half, den Bühnenwagen zu schieben, auf dem die Kulissen für den nächsten Akt standen, damit es schneller gehe, „im Interesse der Dichtung", wie er mit einem bedeutsamen Augenaufschlag hinzufügte.

Ja, das sind die Menschen, die Goethe „rundherum komplett" nennt, und denen er, wo sie auch immer wirken und welche Bedeutung auch ihre Stellung haben mag, den Ehrentitel Persönlichkeit zuerkennt, einen Titel, der mehr darauf hindeutet, was einer ist, als darauf, was er nach außen vorstellt. Solche Persönlichkeiten sind, wie überall im Leben, auch im Theater anzutreffen unter Bühnenleitern, Schauspielern, Regisseuren, Bühnenbildnern. Ich habe so manche Aufführungen außerhalb von Berlin gesehen, die, von solchen Persönlichkeiten geführt, von so guten, ja, er-



Staubord am Bach



Der Bachlauf





Zeichnungen aus dem Chiemgau von Schäfer-Ast



Mauersegler

Der Maler Erich Wilke (+) beim Zeichnen in Lengries

staunlichen schauspielerischen Einzelleistungen getragen waren, daß man sich manchmal fragte, ob denn der Ausdruck „Provinz“ nicht ein sehr zwiespältiges Gesicht habe, zumal man in Berlin gelegentlich Stücke und Aufführungen erlebt hat, die unter dem geistigen und künstlerischen Niveau jener Bühnen standen.

Es waren auch durchaus nicht immer Premieren, in denen solche Eindrücke eingeheimst wurden. Ist nicht jede Aufführung, jede Wiederholung eine Art Premiere? Ein ureigenes, lebendiges Wesen, das sich innerhalb der großen festgelegten Linie eigengesetzlich entwickelt, mit Nuancen, die dem Spielenden nur an diesem einen Abend zuströmen, in einem neuen, ihm selbst vielleicht unbewußten Aufleuchten des Auges, in einem veränderten Klang der Stimme? Der Schauspieler ist nicht jeden Abend der gleiche. Kann es nicht sein. Auch er ist, wie jeder Mensch, aber besonders als musischer Mensch, ein von Gefühlen, Stimmungen, Gedanken kräftig Getriebener. Und so wird er einer Rolle und ihren Inhalten unterschiedlich begegnen. Das Weiche wie das Harte wird ihm nicht immer gleich gelingen. Ja, er kann einer Figur, obwohl er sie auf seine Art großzügig spielt, innerlich fremd gegenüberstehen, wird vielleicht mit ihr erst wachsen, wie er selber innerlich im Laufe der Jahre wächst. So mag es denn kommen, daß ein Werk, dem man bei der Premiere zwiespältig gegenüberstand, weil es dem eigenen Gefühl fremd schien und Widerspruch auslöste, in einer späteren Aufführung, die man zu seiner eigenen Kontrolle besuchte oder gar in einer Vorstellung in einem anderen Theater sah, ein verändertes Gesicht zeigte. Das lehrt vorsichtig zu sein im Urteil. Zuschauer und Kunstbetrachter können sich irren. Wenn ein Goethe gegenüber Kleist geirrt hat, ein Schiller gegenüber Hölderlin, können wir ruhig zugeben, daß auch wir uns einmal täuschen können. Was ist auch eine Publikumsmeinung, eine Kunstbetrachtung von gestern, was die von vorgestern, was die vor einem Jahr? Verwehter Klang, gewesenes Papier, indes die Werke, die gestaltetes Leben in sich trugen, dasind wie am ersten Tage. Allerdings auch ein gesundes, begründetes, wohlwollendes Urteil, das an Hand sicherer durch Erfahrung errungener Maßstäbe ausgesprochen wird, wirkt weiter, weil es gedankenanregend und sinnklärend ist.

*

Es gibt Männer der Bühne, die jede tiefere geistige Auseinandersetzung mit einem Werk besonders zu schätzen wissen, weil auch sie das G a n z e zu bedenken haben. Es muß in diesem Zusammenhange von ihnen gesprochen werden. Sie gehören in der Dreiheit des Gemeinschaftserlebnisses Darstellung, Zuschauer, Dichtung unmittelbar zur Darstellung: es sind die Spielleiter. Sie sind des Darstellers scharfer Schatten, des Dichters brüderliches Ich.

Der Regisseur der dichterischen Stücke ist der geheime Schauspieler a l l e r R o l l e n in ihrer idealen Ausprägung; er gestaltet sie auf den Brettern in seinen Schauspielern so, wie e r sie sieht. Er bestimmt den großen Bogen der Aufführung und schießt den Pfeil der höchsten Wirkung in d e r Szene ab, in der sich seine Visionen am stärksten zusammendrängen. Er ist mit dem Bühnenbildner der geistige Dekorateur des großen Schaufensters „Bühne“, und sie stellen beide, um Dichtung und Darstellung zu dienen, den Darsteller und die Darstellerin darin so vorteilhaft wie möglich aus und so, wie es dem Mimen selber vielleicht in Wort und Geste gar nicht gelänge. Der Regisseur ist der Mann, in dem das G e f ü h l f ü r d i e Z e i t, in der er lebt, am heftigsten wirksam ist. Steigt der Schauspieler in die Urzelle seiner Rolle hinab, um sie zu erfassen, versinkt er in den Morgentraum des Dichters, in dem dieser die Idee zu seinem Werk empfing und spürt darin das Fortwirkende, das ewig Lebendige auf, das der Zuschauer sucht, weil es ihn über sich selbst erhebt. Er läßt das Lebensgefühl der Zeit in die Akte einströmen! Er weiß, der Genius ist immer aktuell.

*

Wenn ich nun, innerhalb der unlösbaren Dreiheit: Darsteller-Zuschauer-Dichtung, vom Z u s c h a u e r berichtend, Theaterstücke, Lustspiele, Possen, die ein wohlbegründetes Lebensrecht auf der Bühne haben, ein wenig beiseiterücke, tue ich es

nur, um den Gedankenaustausch auf das Wesentliche, das Entscheidende zu lenken. Man meine aber nicht, daß aus dem Theater eine Trauerhöhle gemacht werden solle. Die alten Tragiker, die Griechen, aus deren dichterischer Blüte die Nachwelt bis auf den heutigen Tag soviel Honig gesogen hat, fügten der Tragödie das Satyrspiel an. Das war kein Stilprinzip, sondern ein Lebensprinzip! Sie wußten, daß auch die Heiterkeit eine Gabe der Götter sei. Verlangte doch der weise Platon vom Tragiker geradezu, daß er auch Komiker sei, um ein wahrhafter Tragiker zu sein. Jeder übermütige, jeder scharfe Spott, jede komische Situation, jede witzige Verwicklung hat schon darum Daseinsrecht auf der Bühne, weil sie auch im Leben zu finden sind. Gute Komödien, Lustspiele, Possen, Operetten rufen zu lebensvoller Daseinslust auf, sind zugleich Augen- und Ohrenweide, sind lebendiges Theater, wie Tragödie und Drama, ja, sie ermöglichen erst durch die Einnahmen, daß hohe Kunst betrieben werden kann.

Allerdings war es, als erschiene dem ernsthaften Menschen in unheildrohender Kriegszeit das nur Alberne noch alberner, das Platte noch platter. Wie oft war, um dem abzuhelfen, der Schauspieler, Gott sei's gepriesen, der eigentliche Autor in Arbeiten von Verfassern, die ihm, dem Mimen, gerade noch ein schwaches Gerüst boten, an dem er seine eigene Kunst entfalten konnte, mit Improvisationen und Wirkungsworten, die er selbst dazu erfand. Da sind die Herren „Dichter", unter Dreien tun sie es selten, meist Nullen, und die Eins davor, welche die Nullen zur Tantieme wandelt, ist der Schauspieler. Solche Bühnenmanuskripte sind Requisitenkammern uralter Dinge, die Spielleiter und Darsteller erst zu entrümpeln haben. Der Bühnenbildner muß da oft seine ganze Phantasie aufbieten, damit aus einer unscheinbaren Motte so etwas wie ein brasilianischer Nachtfalter werde, den anzusehen wenigstens ein Vergnügen ist. Das mag noch hingehen, weil es da auf die W i r k u n g, nicht auf das Stück ankommt. Man braucht solche Arbeiten für den gefräßigen Rachen der Bühne, der jeden Abend und manchmal noch des Nachmittags aufgesperrt war, um ein Stück zu verschlingen.

Wehe aber, wenn der Zuschauer in ein Lustspiel geriet, das eigentlich ein Unlustspiel genannt werden mußte, das einem Schauspieler oder einer Schauspielerin auf den Leib geschrieben war und gerade die Stellen frei ließ, wo Herz und Verstand sitzen! Da mochte es kommen, daß man in einem solchen Lustspiel immer trauriger wurde und verständnislos auf die sich öffnenden und schließenden Feinkostfältchen im Nacken seines Vordermannes sah, der sich vor Freude über eine, wie er meint hämische aktuelle Anspielung auf die Schenkel schlug. Nun, er war auch ein Zuschauer. War das aber das V o l k, das an dem Gemeinschaftserlebnis eines Theaterabends mitbaute?

Nein! Das Volk ist, wenn man so sagen darf, die edle Traube an dem Weinstock eines Landes. Nur gibt es da eben auch allerlei kleine, kümmerliche halb ausgebildete Träubchen, die zwar so tun, als wären sie etwas, aber nichts bedeuten, weder für den Weinstock noch für den Wein, den er einmal ergeben soll. Sie sind eine ewig schwankende Gefolgschaft in der Kunst wie in der Politik.

Als Schiller einmal gefragt wurde, welche Art von Zuschauer ihm die liebste wäre, antwortete er: „Die ganz Gebildeten und die Naiven." Nun, die Naiven, die er meint, und die einst spärlich in den Theatern zu finden waren, saßen nunmehr in Parkett und Rang. Sie machen mit den ganz Gebildeten jenes Gemeinschaftserlebnis aus, das erst ein Theater zum Nationaltheater erheben kann, zu einem Feierraum aller Schichten und Stämme, ein Ziel, dem wir, von der Macht der Zeit gedrängt, unter den Fittichen eines kraftvoll einigenden, grenzenauflösenden Reichsgedankens in aller Stille zustrebten, ohne davon viel zu reden.

Ohne innige, einheitliche Anteilnahme ohne Hintandrängung der Ansicht, das Theater sei eine Art von bürgerlichem Bildungsinstitut, eine Zitatenauffrischungsanstalt, oder ein Behälter literarischer Leckerbissen, ist kein Nationaltheater möglich wie es sich unsere besten Deutschen immer gewünscht haben.

Die ganz Gebildeten, die sich ihre Naivität bewahrt haben und die von Natur aus Naiven, sind sein Grundstock und werden es auch in Zukunft sein.

Wer aber sind diese Naiven, die Unverbildeten? Es sind die Soldaten, es ist der ständig vordrängende Typ des jungen Facharbeiters, an den in seinem Beruf große Anforderungen gestellt werden und der darum selbst große Anforderungen ans kulturelle Leben stellen darf und wird. Es ist die erlebnisdurstige Jugend, die nach künstlerischen Leitsternen für ihr Empfindungsleben sucht, der kleine Kaufmann, die nach Schönheit hungrige Büroangestellte, die von Sorgen gedrückte Familienmutter.

Sie alle aber sind bei jeder natürlichen Neigung zu fröhlichem Ausgleich recht ernsthafte, nachdenkliche Menschen, und nur ernsthafte Menschen, glaube ich, können wirklich vergnügt und wahrhaft ausgelassen sein, weil nur sie das entspannende, lösende Wunder der wahren Heiterkeit, der Überraschung im neckischen Spiel, den übermütigen Ulk vollauf zu schätzen wissen, ja, selbst im Derb-Sinnlichen noch den Gott Eros zu begreifen suchen, wo die anderen nur den plumpen Sexus sehen.

Natürlich bricht das Derbere ein, weil eben breitere Schichten ins Theater kommen. Man muß das erkennen, muß es aufnehmen und läutern, darf ihm aber keinesfalls die Herrschaft im Spielplan zuweisen. Das Volk, wie ich es meine, will das auch gar nicht. Es hat oft weit mehr als die, die das Gegenteil wissen wollen, ein sehr feines Gefühl für das Echte, das Unverdorbene, eine instinktive Witterung für das Bedeutsame, im Ernsthaften wie im Scherz. Welch ein inniges neues Verhältnis haben diese Menschen zu klassischen Lustspielen jeder Art gewonnen, zu volkstümlichen Stücken von wahrer Heiterkeit. Sie lachen die toten Dichter förmlich aus dem Grabe heraus und preisen die Lebenden ob solcher Gaben. Wenn nach einem albernen Stück, in dem mehr gekreischt, mehr krampfhaft gewiehert als gelacht wird, die Leute an der Garderobe stehen mit plötzlich leer gewordenen grauen Gesichtern, unbefriedigt vom Ausgang der Farce — und immer entscheidet ja der Ausgang — nach einem wirklichen Lustspiel, welch ein fröhliches Treiben herrscht da im Theaterraum! Auf den Gesichtern ist ein Schimmer von dem geblieben, was man gesehen. Es wirkt weiter und erfüllt damit den Sinn eines lebendigen Theaters.

Man hat sich häufig genug darüber unterhalten, in den Theaterbüros, in Reden, in Zeitschriften und Zeitungen, ob diese Menschen, welche die Theaterräume bis auf den letzten Platz füllten, ihre Besuche nur als Ersatz für andere Vergnügungen nahmen, die sie nicht mehr hatten. Es mag etwas Wahres daran sein, aber nur etwas und nur ein weniges. So einfach sollten wir es uns denn doch nicht mit unserem Urteil machen. Das Volk, das jederzeit schaulustige, sehnsuchtsgetriebene, von Verlangen nach Klärung gedrängte Volk ist mehr denn je Gemeinde der Dichter geworden, ahnungsvoll allen einfach gesagten großen Dingen gegenüber — und das Große ist ja zumeist einfach, wenn es auch durchaus nicht nur das Gefühl, sondern auch den Verstand des Hörers in Anspruch nehmen muß. Um diese Zuhörer ist aller Zauber eines großen, tiefen, erstmaligen Erlebnisses. Für sie ist alles Premiere, und es strahlt davon etwas zurück auf die Bühne, auf Dichter und Darsteller.

Der Beifall, den sie finden, ist nicht der eines abgebrühten Abonnenten, der seinen ermäßigten Taler absitzt, sondern der Applaus donnert in die Szenen hinein und steigert sich nach Beendigung des Spiels zu Ovationen. Und das sollen nur äußere Kennzeichen sein, die eine in friedlichen, normalen Zeiten wieder abflauende Teilnahme einleiten? Nein! Aus den Tausenden, die früher nie ins Theater kamen, aus Tausenden einer neuen, jungen Generation, die zum erstenmal ins Theater gekommen sind, hat sich und das ist das Entscheidende, in allmählicher Selbstauslese eine Garde neuer Kunstliebhaber und Kunstbedürftiger gebildet. Sie sind vielleicht nicht so literarisch wie einst das Häuflein Getreuer auf den Galeriestehplätzen, von wo aus gegen den Bildungsphilister im Parkett protestiert wurde. Sie füllen indes die Theater, sind beständig,

sind vorurteilslos, weil sie nicht festgelegt sind, und dankbar.

Diese Zuschauer sind es auch, die allen Theaterleitern zukünftig eine große Verantwortung auferlegen; denn gerade das in einem schönen Sinn einfache Volk ist in allen Dingen der Kultur, wie selten in einer Zeit, ich möchte sagen, fast bildhauerisch zu formen oder zu verderben, durch das, was man ihm vorsetzt.

Solche Zuhörer werden vielleicht aus lauter Liebe zum theatralischen, bunten Spiel einmal ein schlechtes Stück für gut halten, niemals aber werden sie ein gutes, gesundes, theaterwirksames Stück verkennen.

Die im Werden begriffene neue, hoffnungsreiche Kunstanschauung dieser Zuhörerschaft darf später durch Gewöhnung an allzu grobe und billige Dinge nicht wieder verschandelt werden und, wo es not tut, wird man in Fechterstellung gehen müssen.

Um des Besseren willen! Denn von einer solchen neu gewonnenen Zuschauerschar ist das Entscheidende und Wesentliche unserer Theaterzeit ausgegangen, eine wundersame Erscheinung, die unserem Volk hohe Ehre machte, zugleich ein helles Licht auf seine seelische Situation warf und darum kulturpolitisch von hoher Wichtigkeit war: Die Wiedergeburt der großen Klassik! Jener Klassik nämlich, die dem Leben und dem Göttlichen zugewandt war und ohne Bindung an kirchliche Glaubensformeln den Kampf mit den Schicksalsmächten aufgenommen hat, in einer Zeit, da Revolutionen schwelten und ausbrachen, Völker sich erhoben, im geistigen Bereich die Aufklärung neue kühle Grundlagen der Daseinsberechtigung festlegte und das Über-den-Dingen-Seiende argwöhnisch betrachtete, das später die Romantik mit allen tiefen Mächten des Herzens im eigenen Volkstum, abseits der Antike, welt- und seelenschmerzlich suchte, das M e t a p h y s i s c h e, das wir in lebendigen Verbindung mit dem Kosmischen heute wieder als das Lebensspendende, als einen Quell der deutschen Seele ahnen. Die großen deutschen Geister der Klassik, die gerade jetzt, in der Stille, in Stuben, Schützengräben, Quartieren, Bunkern, Lazaretten, einen so unendlichen Segen über das ganze Land verströmen, schlossen Geist, Gefühl und Leben, welche die nachmittelalterliche Welt so grausam getrennt hatte, wieder fest zusammen. Sie bedeuteten der Menschheit, daß gesundes Handeln, sittlich ausgerichtet, wichtiger sei als unklare Jenseitssehnsucht, daß das Göttliche sich nur dem Kämpfer, ja, dem Todbereiten erschließe. So gaben die Klassiker der Seele wieder eine Heimstätte in einem Dasein voll kreatürlichen Rechtes, heiligten die Arbeit, warben für ein Leben, das leidend und überwindend Harmonie erstrebt. Das empfinden wir mehr denn je, und darum haben die großen Dichter heute einen Gipfelpunkt ihres Wirkens erreicht. Es geht nicht mehr um eine Auseinandersetzung über zeitgebundene Formen, um Antikisierendes, Romantisierendes, Naturalistisches, Expressionistisches, sondern um den ewigen deutschen Gehalt. Es ist darum auch nicht der gleiche Goethe, der gleiche Kleist, Hebbel, Grillparzer oder Grabbe, die wir einst vor den Kriegen auf den Brettern gesehen; wir ahnten ihre Größe, aber wir waren selber noch unerschüttert in unseren Grundfesten, waren umgeben von hundert Sicherheiten, die uns die Sorge vor dem Zugriff des Schicksals abnahmen, sprachen mehr von unserem Lebensabend als von unserem Lebensmittag. Daß es Not, Blut, Tod und Tränen gebe, Elend und bittere Krankheit, war uns peinlich. Wir leugneten sie am liebsten aus dieser Welt heraus. Wir hatten ja zum Ausgleich den lieben Gott, gesprächsweise, ehrten ihn an hohen Feiertagen durch Aufsetzen eines Zylinders, durch einen festlichen Braten, als wollten wir ihn durch ein Opfertier versöhnlich stimmen.

Die Vielfalt der Lebensansichten, die scharfen sozialen Unterschiede, die geistigen Verheerungen, die Industrie und Technik in ihrem ersten Ansturm anrichteten, das Verderbnis eines schnellen Reichtums, die Vielfalt der Lebensansichten, die trotz der Vermassung ungemeine Vereinzelung des Menschen, der dem eigenen wie auch dem allgemeinen Schicksal auswich, hatten eine Fremdheit zwi-

schen dem Publikum und dem kämpferischen Dichter errichtet.

Wir sind aber keine einzelnen mehr. Wir sind aus unserem Ich herausgedrängt; das Schicksal des Nachbarn ist auch unser Schicksal geworden. Wir leben in einer Zeit, die kein Verständnis hat für bürgerliche Sicherungen und für Sonntagsfrömmelei — ich will nichts, aber auch gar nichts gegen eine wahre Frömmigkeit sagen, weil sie eine tiefe Eigenschaft der deutschen Seele ist. Es ist eine wilde, flammenlodernde Zeit, in der die Geister in fast noch stürmischeren Kämpfen begriffen sind als die Leiber und die Geburtswehen des Neuen, das wir erhoffen, bereits Ströme von Blut forderten.

Das Zentrum der Auseinandersetzung, die den Erdball erschüttert, ist in der deutschen Seele, und die Entscheidung blitzt um die Spitze des deutschen Schwertes, gewitterschwül, dunkel, voller Grauen und Schrecken.

Unser europäisches Suchen nach Maß, Form auf idealistischer Grundlage berennt aus dem Osten das Materialistische, Dumpf-Seelische in breiter fürchterlicher Front, berennen stammverwandte Völker in blindwütiger Verkennung des gemeinsamen Ziels und in blindwütiger Verkennung ihres eigenen Schicksals. Im Zusammenprall solcher Mächte sind die verbrieften Rechte der Menschen ausgelöscht, ist jede Sicherheit in Frage gestellt, solange der Kampf währt.

Wir schauen uns nach einem Halt um, wir finden ihn in der Idee der europäischen Einheit, in der wunderbaren und verehrungswürdigen Haltung unserer Soldaten und — wie um ihnen beizuspringen — sind in der Heimat, die gleich der Front Schweres zu ertragen hat, die Dichter aufgestanden.

Wie sollte in einer solchen Zeit, da über Leben und Tod der Völker auf der Weltbühne verhandelt wird, nicht die Tragödie ihren höchsten Zweck erfüllen, Widerklang des tragisch-bestimmten menschlichen Daseins zu sein und, auf der höheren Ebene der Dichtung, auf Härte und Aushalten zu drängen, in der unbeirrbaren Erwartung eines Herausbrechens aus alten Hüllen in Verwandlungen, die reicher und tiefer machen, wenn die Menschen ringen und kämpfen, sich bezwingen, hingeben, auch sich selbst, wenn es not tut — wie die Helden in dem Drama, die ihrem Schicksal nicht ausweichen — denn wenn der Mensch nicht mehr weiter weiß, beginnt das Opfer.

Das tragische Lebensgefühl, von dem sonst immer nur in einem ästhetisch-untersuchenden Sinn gesprochen wurde und das wie ein dunkler, lästiger, lastender, wenn auch bedeutsamer Begleiter unseres zeitlich so begrenzten Daseins empfunden wurde, dieses tragische Lebensgefühl ist in die Realität des Lebens eingedrungen, und darum war das Theater, wie es sich in den Dichtungen offenbarte, von der bloßen Schau weggerückt, aus der nur angenehm vorüberrauschenden Betrachtungsweise, aus der bloßen Freude am schönen Schein.

Der Dichter griff uns mitten ins Herz.

Es sind Verse fruchtbaren Inhalts, die Heinrich von Kleist wie ein Motto zu seiner „Hermannschlacht" gegen die Feinde des Vaterlandes herausschleudert: „Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht!" Jedes Wort ist ein glühender Lavabrocken, ist letzte Verzweiflung, aber auch letzter Mut. Diese Worte kommen aus einem hochgestimmten Herzen, das für die Freiheit seines Landes schlug wie kein besseres zu seiner Zeit. Sie kamen aus einem Herzen, dessen Pochen nicht gehört wurde. In diesen Sätzen ist der unterdrückte Schrei eines Mundes, der zu keinem anderen Zuhörer sprach als zu sich selbst, in tötender Einsamkeit. Wir aber vernehmen tausendfältig diese Worte, begreifen schaudernd ihre grausige Wahrheit, sind erschüttert von solchem Spruch, dem wir folgen müssen, weil wir nicht anders können.

Die Stimmen, die aus solchen Werken zu uns dringen, sind prophetische, in einem hohen Sinn befreundete, und es vollzieht sich da mehr denn je das hohe Wunder der Freundschaft: Der Freund spricht, wie zu sich — und wir, wir hören uns!

Was für Worte sind es, die Schillers Jungfrau von Orleans dem englischen Ritter

auf dem Schlachtfelde zuruft, als er um sein Leben bittet:

Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wieviel verlobte Bräute Witwen worden sind durch euch.
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun erfahren und die Tränen kennenlernen.

Wann haben wir seine Verse so empfunden? Und hat Schiller sie nicht so gemeint, was tut es. Sie sind mit seiner Glut in unser Herz geworfen wie seine ganze große Idee von der Freiheit einer Nation. Sie entzündet wie heute, weil wir meinten, schlägt uns aus allen seinen Werken feurig entgegen. Nur hat sie uns nicht immer so wir besäßen die Freiheit bereits für alle Zeit.

Was für eine Szene in Grillparzers Bruderzwist in Habsburg, eine der stärksten Dichtungen der deutschen dramatischen Literatur, die Grillparzer bis zu seinem Tode in seiner Schublade verschloß, weil er sich nicht immer wieder dem Wolfsgeheul der Wiener Kritik aussetzen wollte, und weil er wußte, daß die Zeit noch nicht reif für das Werk sei. Unsere Generation erst ist reif dafür geworden. Was für eine Szene in dieser Tragödie des einsam gewordenen Herrschers, der die Gefahr kommen sieht und sie nicht bannen kann, wenn der damals noch blutjunge fröhliche, völlig unbeschwerte Hauptmann Wallenstein die kecken Worte sagt:

„Der Krieg ist gut und währt er dreißig Jahr“

Und ein jähes Erschrecken den Neffen des Kaisers faßt:

„Was fällt Euch ein! Und warum dreißig?“

Und Wallenstein:

„Ei Herr, man nennt soviel ein Men- [schenleben,
und eh nicht, die nun Männer, faßt ein [Grab,
und die nun Kinder, Männer sind ge- [worden,
legt sich die Gärung nicht, die jetzt im [Blut.“

Das sind Augenblicke, in denen der Rahmen der Bühnen von gespenstischem Leben erfüllt ist, Justitia aus den Wirren der Geschichte ihr ernstes, bleiches Haupt erhebt und ihren Richterspruch fällt über einen Krieg, der einem Glaubensstreit entsprang.

Das hat wahrlich nichts mehr mit Schulaufsätzen und Zitaten zu tun — aber auch nichts mit banaler Tagesaktualität! Die großen dramatischen Dichtungen stehen gleich unverrückbaren Sternbildern über unserem Dasein. Wir selbst sind es, die wir uns von ihnen entfernen oder ihrer glühenden Mitte näherrücken.

Und die Dramatiker unserer heutigen Generation? Der Wille dieser, um eine neue Form ringenden Männer ist wieder fest auf Schicksalsformung gerichtet, auf Gestaltung von Menschen, die sich auseinandersetzen bis zur letzten Konsequenz. Dieses Abwenden von bequemen Erfolgswegen ist ein hohes Verdienst, stellt aber an die dichterische Gestaltung die höchsten Anforderungen. Die Kunst ist für den, der sie ernst nimmt, eine grausame Göttin, die immer nur fordert und nie zufrieden ist mit dem, der sie ausübt.

Schöpferisches ist nicht zu zwingen. Es ist Gnade und Last. Hohes Wollen und große Ziele, klar und ehrlich formuliert, sind zu respektieren. Wer in der Kunst lügt, verkommt; er wird es zunächst gar nicht merken, vielleicht wird scheinbarer Glanz ihm das Gegenteil vortäuschen, dann aber wird ihm plötzlich die bittere Rechnung präsentiert. Man sollte daher als ein auf bequeme Weise Unzufriedener das Gerede von einem kommenden Genie lassen. Was für eine innere Unruhe bezeugt es, immer auf einen Kommenden zu warten und mit ihm, bevor er da ist, den, der schon da ist, den Lebenden, zu erschlagen. Zudem: wissen wir, was sich an Entwicklungen vorbereitet? Wissen wir, welche dichterischen Persönlichkeiten in Bunkern, auf Posten vor dem Feind, in Flugzeugen, im Höllenlärm der Schlachten heranreifen, sich selbst kaum bewußt? Wissen wir, wie in den Stuben noch unbekannter Menschen gerungen wird um den Sinn dieses Zeitalters? Sie alle wagen es noch nicht, zu gestalten, was ihnen auf

der Seele brennt. Sie wollen Abstand, vielleicht Abstand von Jahren, um auf das Geschehene und das Erlebte zurückblicken zu können, wie auf ein verlassenes Schlachtfeld, um es dann zu durchmessen und den Dingen die Gestalt zu geben, die sie solange verschwiegen im Herzen getragen haben. Die Wiedergeburt der dramatischen Dichtung, welche Form sie auch haben mag, wird sich aus dem Geiste solcher Dichter vollziehen, die Ideal und Leben in eine Einheit bringen und den tragischen Kampf um diese Einheit darstellen wollen: das mannigfache Scheitern und das seltene Obsiegen. Sie werden ein solches Werk wollen müssen, damit der geplagte heutige Mensch, den eine gewaltige dynamische Macht geradezu durch sein Jahrhundert schleudert, schicksalstrotzig lebe; in Ehrfurcht vor den ewigen Mächten in seiner Seele, die ihm den Weg weisen müssen, den er zu gehen hat.

Der weise Grieche Heraklit rief seinem Volke, das in schweren Kämpfen stand, zu:

„Auch des Geschickes Stürme legen sich,
So gut wie der Orkan nicht ewig wütet.
Denn Leben ist Bewegung, auf und ab.
Der ist der Tapferste, der das Vertrauen
Auf seine Hoffnung stets bewahrt —
Ein Feigling, wer verzweifelt."

Auch wir sind aufgefordert, Vertrauen auf die Hoffnung zu bewahren, sind vom Schicksal aufgefordert, an einem neuen Weltbild mitzuformen, mit allen Gefahren, die dem Kämpfer drohen. Als Helfer sind zu uns die deutschen Meister getreten: Dramatiker, Musiker, Bildhauer, Maler, mit ihrer Freude am deutschen Menschen, an seiner kräftigen, sinnlichen Erscheinung, an seiner reichen Seele, an ihren Höhen und Abgründen, und wir wissen, daß die realen Mächte, die als unablässig treibende, todesmutige Gewalten ihre geschichtliche Aufgabe haben, ohne den Zustrom solchen Geistes aus Vergangenheit und Gegenwart vergebliche Arbeit leisten würden!

Zwei Gedichte von Friedrich Kayssler

SPECHT IM GARTEN

Viele meiner stillen Tage
sind durchklopft von einem Laut,
manche Stunde, die ich trage,
macht er freundlich und vertraut.

Früh am Morgen, noch im Dämmern
hör ich ihn von Baum zu Baum,
tief im Abend geht sein Hämmern,
sucht und findet hohlen Baum.

Wille, Wille, Wille, Wille!
heißt sein Tag bis an den Saum der Nacht.
Kleiner Freund: bis tief in meine Stille
spür ich deutlich deines Klopfens Macht.

LEISE LEHRE

Eine kleine Weise
singt in meinem Sinn.
Leise singt sie, leise,
ach, so tief darin:

„Kleines ist nicht Kleines,
Großes ist nicht groß,
Alles ist ein Eines
ganz in Gottes Schoß."

Mütterliche Lehre
singt sie mir voll Ruh,
und ich höre, höre,
höre immer zu.

Blatt aus dem mit dem Dürerpreis der Stadt Nürnberg ausgezeichneten Holzschnittwerk von Hermann Schardt: „Die Weise von Liebe und Tod" von Rainer Maria Rilke

Wer jemals...

Wer jemals ein Gewehr getragen,
auf dem Schlachtfeld dem Tode ins Antlitz gesehn,
zu dem wird man einfach „Kamerad" sagen,
was auch in Zukunft mag immer geschehn.
Er ist verschworen - er hat bejaht -
nur einmal im Leben wird man Soldat



Chr. Gutenberg (im Felde)

Einsendungen und Anfragen nur an die Schriftleitung:
Max Geisenheyner — Berlin-Zehlendorf, Heimat 48

